

Politik 20 Jahre Kultur

Zeitung des Deutschen Kulturrates

www.politikkultur.de
In dieser Ausgabe:
Bijan Djir-Sarai
Iris Edenheiser
Paul Spies
Claudia Traidl-Hoffmann
Uta Werlich
und viele andere

Neustart Kultur

Warum dieser Furor? Was hat es mit der Recherche von Deutschlandfunk Kultur und dem vermeintlichen Skandal um NEUSTART KULTUR auf sich? **Seite 3**

Bibliotheken

Der Fachkräftemangel macht auch vor Bibliotheken nicht halt. Wie geht die Branche damit um? Welche Herausforderungen bestehen? **Seite 5**

Erinnerungskultur

Zwischenfazit: Was hat das Berliner Modellprojekt »Dekoloniale« erreichen können? Wird es den impulsgebenden Erwartungen gerecht? **Seiten 8 bis 10**

Japan

Das Land hat den Vorsitz im G7-Staatenverbund von Deutschland übernommen. Doch wie ist es um seine Kulturszene bestellt? **Seite 13**

Lücke

Mit dieser Doppelnummer endet der 20. Jahrgang und beginnt der 21. von Politik & Kultur. Die ersten Jahre unserer Zeitung waren nicht einfach. Es hat einige Zeit gedauert, bis die Gremien des Deutschen Kulturrates akzeptiert hatten, dass Politik & Kultur nicht das Zentralorgan des Verbandes ist, sondern dass auch regelmäßig Themen im Heft diskutiert werden, für die es im Verband noch keine oder eine andere Position gab. Damals erschien unsere Zeitung nur vier Mal im Jahr, später dann alle zwei Monate und seit drei Jahren zehn Mal im Jahr. In diesem Jahr haben wir uns für Politik & Kultur auch noch eine selbständige Seite im Netz geleistet.

Warum braucht es denn eigentlich eine unabhängige Zeitung für Kulturpolitik in Deutschland, die von einem Interessenverband ermöglicht wird? Wird nicht in den Zeitungen, im Netz, im Hörfunk und Fernsehen ausgiebig über Kulturpolitik berichtet? Nein! Leider nicht. Politik & Kultur war von Anfang an eine Art Notwehr. Kulturpolitik spielt in den Medien und auch speziell im Feuilleton traditionell eine untergeordnete Rolle. Gerne wird zwar über neue Inszenierungen, ein Filmfestival oder einen Museumsneubau berichtet, die kulturpolitischen Hintergründe, oder man könnte auch sagen das kulturpolitische Handwerk, bleiben aber meist im Dunklen.

Gerade erleben wir in einer Rechercheserie in Deutschlandfunk Kultur über »Neustart Kultur«, dem großen Hilfsprogramm für den Kulturbereich in der Coronakrise, wie schwer es dem Feuilleton fällt, in kulturpolitischen Dimensionen zu denken. Die Vergabe der Mittel wird skandalisiert, die kulturpolitischen Hintergründe sind nicht bekannt oder werden nicht genannt. Nun gehört der Deutschlandfunk zu den Sendern, die überhaupt über kulturpolitische Fragen berichten. In den großen Nachrichtensendungen von ARD und ZDF ist Berichterstattung über Kulturpolitik die absolute Ausnahme und die meinungsbildenden Talkshows im öffentlich-rechtlichen Fernsehen sind vollkommen kulturpolitikfrei.

Man stelle sich einmal vor, die Medien würden nur noch schöne Naturfilme zeigen und in den Zeitungen nur noch über das wunderbare Balzverhalten einiger Vögel schreiben. Keine Berichte mehr über den Klimawandel oder das Artensterben, keine Debatte über den besten Weg, wie wir die ökologischen Herausforderungen meistern können. Undenkbar? Ja, richtig, doch genau diese Situation haben wir vielfach in der Kulturberichterstattung. Weil es diese schmerzliche mediale Lücke gibt, gibt es Politik & Kultur. Und weil die Lücke in den letzten beiden Jahrzehnten nicht kleiner, sondern immer größer geworden ist, konnte Politik & Kultur auch immer mehr wachsen. Deshalb einen ironischen Dank an das Feuilleton.

Olaf Zimmermann
ist Herausgeber von
Politik & Kultur



Alles sauber?

Hygienekultur im Laufe der Zeit.

Seiten 1, 17 bis 31


Hygienekultur, was ist das?

Ein Überblick zur »Verminderung von Dreck und Keimen«
MARION HULVERSCHEIDT

Hygienekultur leitet sich ab von der griechischen Heilgottheit *Ἥγεια Hygieia* oder *Ἥγεια Hygeia*, die in der Antike als Tochter oder Gemahlin des Asklepios, Gott der Heilkunst, begriffen wurde. Hygiene war also schon früh im Zuständigkeitsbereich der Medizin verortet. Gesunderhaltung und Vorbeugung von Krankheiten umfasst der Begriff damals wie heute, doch je nach Interesse und Ausgangspunkt – ein Körperteil, z. B. Handhygiene, ein einzelner Mensch, oder gar eine Gruppe – können unterschiedliche Praktiken und Gebote, die dann gerne als Kultur bezeichnet werden, darunter versammelt sein.

Hygiene war also schon früh im Zuständigkeitsbereich der Medizin verortet. Gesunderhaltung und Vorbeugung von Krankheiten umfasst der Begriff damals wie heute

Erwähnen- und beachtenswert erscheinen heute immer noch die umfassend gedachten sechs »res non naturales« der Hippokratischen Medizin. Diese beziehen sich auf eine Beachtung eines gesunden, hygienischen Verhältnisses von Luft und Licht, Essen und Trinken, Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen, Ausscheidungen und Gemütsbewegungen.

Erste staatlich ausformulierte Hygienevorschriften finden sich bei Johann Peter Frank, der in seinem »System einer vollständigen medizinischen Policey« das Aktionsfeld der Gesundheitspflege absteckte.

Den ersten universitären Lehrstuhl für Hygiene an einer medizinischen Fakultät erhielt der studierte Arzt und Apotheker Max von Pettenkofer im Jahr 1865 in München. Er befasste sich vornehmlich mit den Einwirkungen von Klima, Kleidung, Belüftung, Grundwasser und Boden auf die Krankheitsausbreitung, die

Trinkwasser- und Nahrungsmittelhygiene, Abwasser- und Fäkalhygiene und mit der Hygiene in öffentlichen Einrichtungen sowie mit der Medizin- und Biostatistik.

Für lebenswerte und gesunde Verhältnisse setzte sich auch der Berliner Arzt, Pathologe und Politiker Rudolf Virchow ein, für den die öffentliche Gesundheit das höchste Gut darstellte. Seit den 1860er Jahren forderte er eine Kanalisation für Berlin, gebaut zwischen 1873 und 1890, um so die Ausbreitung von Krankheiten durch unreines Trinkwasser zu verhindern.

Doch 1885 wurde Robert Koch zum Direktor des Hygiene-Instituts der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin ernannt, nachdem er sich als Entdecker des Tuberkulose-Bazillus einen Namen gemacht hatte. Mit Koch weitete die Hygiene ihr Aufgabengebiet auf die Erregerentdeckung, hier also zunächst auf die Bakteriologie, aus. Zwar waren diese unter dem Lichtmikroskop sichtbaren Kleinstlebewesen schon bekannt, ihre ursächliche Verknüpfung mit Krankheiten drang erst im 19. Jahrhundert in den allgemeinen Wissenskanon ein, durch Louis Pasteur und eben Koch. Kontroverse Auffassungen vertrat Pettenkofer hinsichtlich der Erreger-Theorie Robert Kochs. Pettenkofer wollte die alleinige Betonung des Krankheitserregers für das Zustandekommen einer Krankheit so nicht stützen, hielt er doch eine örtliche und eine persönliche Disposition für das Zustandekommen einer Krankheit zwingend notwendig. So disputierten ein Preuße – Koch – und ein Bayer – Pettenkofer – über die desolate Situation in Hamburg, wo es 1892 zu einem dramatischen Choleraausbruch gekommen war. Die Krankheitserreger waren gewiss die Choleraabakterien, die durch die mangelnde Trennung von Trink- und Abwasser in einem zu heißen Sommer – in der Elbe wurde eine Wassertemperatur von 22°C gemessen – sich massenhaft vermehrten. Waren es die engen, lichtarmen Wohnverhältnisse der Hafnarbeiter oder deren geringe Kenntnis über den Nutzen von abzukochendem Wasser, die zum Krankheitsausbruch führten? Das Erkennen von Krankheitserregern fördert das theoretische Wissen – für den lebensweltlichen Umgang sind praktische Ansätze aus weiteren Wissensfeldern notwendig. Und so war es wiederum Virchow, der Pathologe, der sich um verbesserte

hygienische Verhältnisse in den Markthallen und in den Schlachthöfen engagierte, und in Letztgenannten die immer noch praktizierte Trichinenschau einführte. Damit konnte wirksam ein Infektionsübertritt vom Tier auf den Menschen verhindert werden.

Zur Hygiene gehören auch die Epidemiologie, die Beobachtung und Erfassung von Erkrankungen und Dispositionen ebenso wie die Ingenieurwissenschaften, die bauliche und architektonische Voraussetzungen schaffen für genügend Licht, sauberes Trinkwasser und davon getrennt laufendes Abwasser. Koch stand in Berlin nicht nur einem Hygiene-Institut vor, sondern auch dem Hygiene-Museum. Dessen Exponate, die zu einem Großteil von der im Jahr 1883 in Berlin eröffneten Hygiene-Ausstellung stammten, wurden in 150 Räumen der Öffentlichkeit präsentiert. Die Auffassung, dass Volksbildung durch Ausstellungen zur Hygiene vonnöten ist, führte auch 1912 zur Gründung des Hygienemuseums in Dresden durch den Industriellen und Mundwasser-Fabrikanten Karl August Lingner. Nicht unerwähnt sollten Begriffe wie Lufthygiene, Bodenhygiene und Gewerbehgiene bleiben, die aufzeigen, dass es nicht nur um den Menschen

Zur Hygiene gehören auch die Epidemiologie, die Erfassung von Erkrankungen und Dispositionen ebenso wie die Ingenieurwissenschaften

allein, sondern um den Menschen und die Menschheit in ihrer Umwelt geht, wenn die Gesundheit und die Gesunderhaltung das Ziel sind. Ein gesundes Klima, sei es im kleinen, familiären Kreis, in der eigenen Wohnung oder am Arbeitsplatz, und weltweite **Fortsetzung auf Seite 2**

Nr. 12/22–01/23
ISSN 1619-4217
B 58 662



EDITORIAL

Lücke
Olaf Zimmermann 01

LEITARTIKEL

Hygienekultur, was ist das?
Marion Hulverscheidt 01

SEITE 2

Kulturmensch Gerhart R. Baum 02

AKTUELLES

Skandal um NEUSTART KULTUR: Warum dieser Furor?
Olaf Zimmermann und Gabriele Schulz 03

INLAND

Kunst und Kultur werden mehr denn je gebraucht: Krisenberater
Bijan Djir-Sarai 04

Bibliotheken: Berufsfeld rebooted
Ute Engelkenmeier 05

Erklärung der Menschenrechte: Immer wieder Verpflichtung
Regine Möbius 06

Möller meint: Symbolpolitik – Übernimmt Aktivismus die Kulturpolitik?
Johann Michael Möller 06

Künftige Wege im Museum Fünf Kontinente München: Pack ma's!
Uta Werlich 07

Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt: Ein Modellprojekt?
Christian Kopp 08

»Irritation ist notwendig, um uns von dem kolonialen Erbe zu befreien«
Nadja Ofuatey-Alazard und Tahir Della im Gespräch 09

Dekoloniale: Stiller Partner
Paul Spies im Gespräch 10

EUROPA

Ukraine: Mieten statt kaufen
Philipp Meuser 11

INTERNATIONALES

Goethes Welt: »Ich habe nie das Exil für mich gewählt«
Ma Thida im Gespräch 12

Japans Fremdheit und Nähe
Klaus-Dieter Lehmann 13

MEDIEN

ÖRR: Unverzichtbar für unsere Demokratie
Katrin Budde 13

Medienpolitischer Jahresrückblick 2022: Wachsende Sorge um die Meinungsfreiheit
Helmut Hartung 14

KULTURELLES LEBEN

Christoph Marksches im Porträt: Aus Freude am Forschen
Andreas Kolb 15

Claussens Kulturkanzlei: Traumata lindern
Johann Hinrich Claussen 15

Personen & Rezensionen 16

HYGIENEKULTUR

Porentief rein
Olaf Zimmermann 17

Hygiene im Alten Rom: Ovids Wasch- und Schminktipp
Karl-Wilhelm Weeber 18

Das »schmutzige« Mittelalter: Von Reihem und Ehrgraben
Martin Illi 19

Frühe Neuzeit: Hygienisch rein?!
Peter Burschel 20

(Rassen-)Hygiene im Nationalsozialismus: Die Stärkung des »Volkkörpers«
Volker Roelcke 21

Zu den Bildern 21

Nach der Pandemie ist vor der Pandemie
Jörg Vögele 22

Hygiene in der Stadtplanung: »Wir müssen neue Räume entwerfen«
Sascha Roesler im Gespräch 23

Umwelthygiene: Der Klimawandel triggert Volkskrankheiten
Claudia Traidl-Hoffmann im Gespräch 24

Toiletten weltweit: Vom Loch im Boden zur High Tech Appliance
Lena Bodewein 25

Sauna: Demokratisches Schwitzen
Drei Fragen an Mikko Fritze und Mikaela Mäkelä 26

Hamam: Umhüllt von Wärme, Wasser und Seifenschaum
Drei Fragen an Cornelia Klammert 26

Rituelle Reinheit im Judentum: Das Ritualbad
Katrin Keßler 27

Von Diskretion, »Missverständnissen« und Feminismus
Olivera Stajić 27

DHMD: »Mit Hygiene hat das nichts zu tun«
Fünf Fragen an Iris Edenheiser 28

Lufthygiene: »Mit dem Zertifikat haben wir bereits eine Antwort«
Drei Fragen an Wesko Rohde 28

300 Jahre Medizin
Thomas Schnalke im Gespräch 29

Schmutzige Sprache?
André Meinunger 30

Raumpflege: »Manchmal reinige ich nur mit Wasser«
Kristina Göldner im Gespräch 31

»Hygiene ist mehr als das Verhindern von Infektionen«
Johannes Knobloch im Gespräch 31

»Das Klima und die Globalisierung beeinflussen die Schädlingsentwicklung«
Christian Klockhaus im Gespräch 31

DAS LETZTE

Kurz-Schluss
Theo Geißler 32

Lawrows Träume 32

DER AUSBLICK **2|23**

Die nächste Politik & Kultur erscheint am 1. Februar 2023. Im Fokus steht das Thema »Unterhaltung«.

Fortsetzung von Seite 1

Anstrengungen, das Klima zu verbessern, fördern nach hygienischen Kautelen die Gesundheit der Einzelnen und der Gemeinschaften.

Auch wenn Hygiene und ihre Maßnahmen seit Ende des 19. Jahrhunderts vermeintlich eingeeengt auf den Schutz vor Infektionskrankheiten gedacht wurden, dürfen die Übernahmen des Begriffs in andere Bereiche nicht ignoriert werden. So wurde mit dem Terminus der »Rassenhygiene« die Reinhaltung eines Volkes bezeichnet und wissenschaftlich untersucht, um so die

Waschen, baden, pudern, parfümieren, Haare und Nägel schneiden, rasieren unterliegt Konjunkturen

Aufartung einer »Rasse« voranzutreiben, einer antizipierten Degeneration entgegenzusteuern. Züchtung, Exklusion durch Zwangssterilisation und Vernichtung durch Mord waren Methoden, mit denen dies erfolgen sollte.

Der Begriff der Psychohygiene wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts eingeführt, um ein geistig-seelisches Gleich-

gewicht und eine Robustheit zu erhalten, die widerstandsfähig macht gegen die Einflüsse der Zivilisation. Unklar war hier, ob dieses Konzept auf den einzelnen Menschen oder eine umschriebene Gruppe abzielen wollte.

Körperhygiene kann auch als Körperkultur betrachtet werden. Waschen, baden, pudern, parfümieren, Haare und Nägel schneiden, rasieren unterliegt Konjunkturen, die gerne als Kulturen bezeichnet werden und sich wandeln, mal merklich-bewusst, mal unmerklich. Bevor nach dem Zweiten Weltkrieg ein Badezimmer regelhaft Bestandteil einer Wohnung wurde, war es üblich, sich im Zimmer zu waschen, mit einem Waschlappen, das Wasser in der Waschschüssel mit einem Krug herbeigebracht. Baden im Zuber, das gemeinsame Benutzen des Badewassers oder nacheinander, war hierzulande noch lange üblich. Das Duschen hat das tägliche Waschen und wöchentliche Bad abgelöst. Nun wird überdacht, wie bei der Körperhygiene Wasser gespart werden kann. Ist eine tägliche Dusche wirklich notwendig? Bekommt der Waschlappen wieder Konjunktur?! Welche Bedeutung besitzen Empfehlungen zur Duschdauer, wo moderne Einheitsbäder einfacher abgedreht wer-



FOTO: CORDULA KROPFKE

den können als die Mischbatterien mit zwei Ventilen? Bei der Körperhygiene geht es um ein Wohlgefühl und um die Reinigung durch die Verminderung bzw. Verdünnung von Dreck und Keimen, hygienische und kulturelle Handlungen sind untrennbar miteinander verwoben.

Marion Hulverscheidt ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachgebiet Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Kassel

Kulturmensch Gerhart R. Baum



FOTO: SBB-PK/HAGEN IMMEL

Am 28. Oktober feierte Bundesinnenminister a.D. Gerhart R. Baum seinen 90. Geburtstag. Sein allumfassendes Engagement für Kunst und Kultur macht ihn zum Kulturmensch durch und durch. Nachträglich wünscht Politik & Kultur Gerhart R. Baum alles Gute!

Baum wurde 1932 in Dresden geboren. Nach der Zerstörung im Februar 1945 floh seine Mutter mit ihren drei Kindern nach Bayern. Später zog die Familie nach Köln, wo Baum 1953 das Abitur machte, ein Studium der Rechtswissenschaften absolvierte und im Anschluss als Rechtsanwalt arbeitete.

Seit 1954 ist Gerhart R. Baum Mitglied der FDP. Er war unter anderem 30 Jahre Mitglied im FDP-Bundesvorstand und in verschiedenen weiteren Funktionen in der Bundespartei und im Landesverband Nordrhein-Westfalen tätig. Von 1972 bis 1994 war Baum Mitglied des Deutschen Bundestages, von 1972 bis 1978 Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesministerium des Innern. Von 1978 bis 1982 übte Gerhart R. Baum das Amt des Bundesministers des Innern in der von Helmut Schmidt geführten Bundes-

regierung aus. Nach dem Bruch der sozialliberalen Koalition trat er am 17. September 1982 gemeinsam mit den übrigen FDP-Bundesministern zurück. Das Angebot, Justizminister in der Regierung von Helmut Kohl zu werden, lehnte er ab und befasste sich stattdessen als Bundestagsabgeordneter mit Bürgerrechten, Umweltschutz und Kulturpolitik.

Ab 1992 war Baum für die UNO tätig, zuerst als Chef der deutschen Delegation in der UNO-Menschenrechtskommission in Genf und später als UN-Sonderbeauftragter für die Menschenrechte im Sudan. Heute ist er bei Amnesty International und Human Rights Watch aktiv. In zahlreichen Veröffentlichungen befasst sich Gerhart R. Baum zentral mit Bürger- und Menschenrechten sowie mit etlichen anderen Themen, für die er sich engagiert.

Als Rechtsanwalt war Baum an mehreren erfolgreichen Verfassungsbeschwerden beteiligt. Mit seiner Kanzlei baum reiter & collegen hat er unter anderem die Vertretung von über 100 Opfern der Loveparade-Katastrophe von Duisburg übernommen.

Gerhart R. Baum hat ein ausgeprägtes Interesse an kulturellen Themen: Er setzt sich für die Erfüllung des Kulturauftrags des öffentlich-rechtlichen Rundfunks und für die Neue Musik ein. So ist er Vorsitzender des Kuratoriums von »Musik der Jahrhunderte« in Stuttgart. Zudem ist er Mitglied in verschiedenen kulturellen Gremien und Vorsitzender des Kulturrates NRW.

Die Bedeutung der Kunstfreiheit, die es vehement gegen Angriffe zu verteidigen gelte, liegt Baum besonders am Herzen. Dies betonte er in seiner Rede bei der Preisverleihung des Kulturgroßschens, den er 2019 erhielt. Mit dem Preis würdigte der Deutsche Kulturrat das herausragende kulturpolitische Engagement Baums. In ihrer Laudatio unterstrich die damalige Ministerin für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen, Isabel Pfeiffer-Poensgen, Baum sei ein Bürger, den eine Demokratie brauche, und er scheue sich nicht, Minderheitenpositionen zu vertreten. In Politik & Kultur 12/19–1/20 ist bereits ein ausführliches Porträt über Gerhart R. Baum erschienen: bit.ly/3V3C2Eg

Warum dieser Furor?

Was hat es mit dem angeblichen Skandal um NEUSTART KULTUR auf sich?

OLAF ZIMMERMANN &
GABRIELE SCHULZ

Mitte November wollte Deutschlandfunk Kultur einen journalistischen Coup landen und einen vermeintlichen Skandal beim Programm NEUSTART KULTUR aufdecken. Über Monate hinweg hatte ein Team von drei Investigativjournalisten bei den Bundesverbänden, Bundeskulturfonds und Stiftungen, den sogenannten Mittel ausreichenden Stellen, recherchiert. Sie mit Fragebögen und Nachfragen überzogen und sich nicht entblödet, mit negativen Folgen zu drohen, wenn weitergesagt würde, dass sie investigativ recherchieren. Bei dem Gewese, das darum gemacht wurde,

Chapeau! kann man nur sagen vor dieser journalistischen Glanzleistung. Doch Spott beiseite: Es ist gut und richtig, dass Kulturstaatsministerin Grütters sich mit den Verbänden der Kultur- und Kreativwirtschaft traf, und es ist zu erwarten, dass die jetzige Amtsinhaberin, Kulturstaatsministerin Claudia Roth, dieses ebenfalls machen wird. Es gehört zu ihren Kernaufgaben. Die Kultur- und Kreativwirtschaft, zu der im Übrigen allen Definitionen und Berichten zur Wirtschaftslage dieser Branche zufolge auch die Künstlerinnen und Künstler gehören, ist ein wesentlicher Teil der Wertschöpfungskette im Kulturbereich. Ohne Unternehmen der Kultur- und Kreativwirtschaft keine Bücher, keine Kunstverkäufe, keine Rockkonzerte, keine Filme,

Bundespräsidenten angesiedelte Deutsche Künstlerhilfe, die im Übrigen im Vergleich zu den hier in Rede stehenden Summen mit einem winzigen Etat auskommen muss. Es ist auch keine soziale Förderung aus dem Bundesarbeitsministerium. Eine Kulturförderung muss zuerst nach künstlerischen Kriterien vergeben werden. Soziale Aspekte können, wenn die Erstentscheidung über die künstlerische Qualität gefallen ist, als weiteres Kriterium herangezogen werden. Bei einigen Programmen war dies auch der Fall.

Zum Vierten wird der Versuch unternommen, zu skandalisieren, dass manche Künstlerinnen und Künstler mehrfach Stipendien erhalten haben. Was verwerflich daran sein soll, wenn jemand innerhalb

Es bedarf weniger investigatives Gespür, als vielmehr Bereitschaft, sich auf die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Kulturszene einzulassen, wenn man sich ein Bild von NEUSTART KULTUR machen will

aufgelegten Übergangsfinanzierung hat der Bund nie so viel Geld in die Hand genommen, um Kultur zu unterstützen. Es stellt sich allein mit Blick auf die Summe schon die Frage, was dies für die so viel gepriesene Kulturhoheit der Länder bedeutet. Im Übrigen konnten sich die Länder nicht zu einem gemeinsamen, länderfinanzierten Kulturförderprogramm durchringen, sondern verteilen die Bundesmittel aus dem Sonderfonds des Bundes für Kulturveranstaltungen von Mitte 2021 bis Ende dieses Jahres. Hat sich durch NEUSTART KULTUR das Verhältnis zwischen Bundes- und Landesförderung nachhaltig geändert oder war dies eine neue Form der Übergangsfinanzierung, die

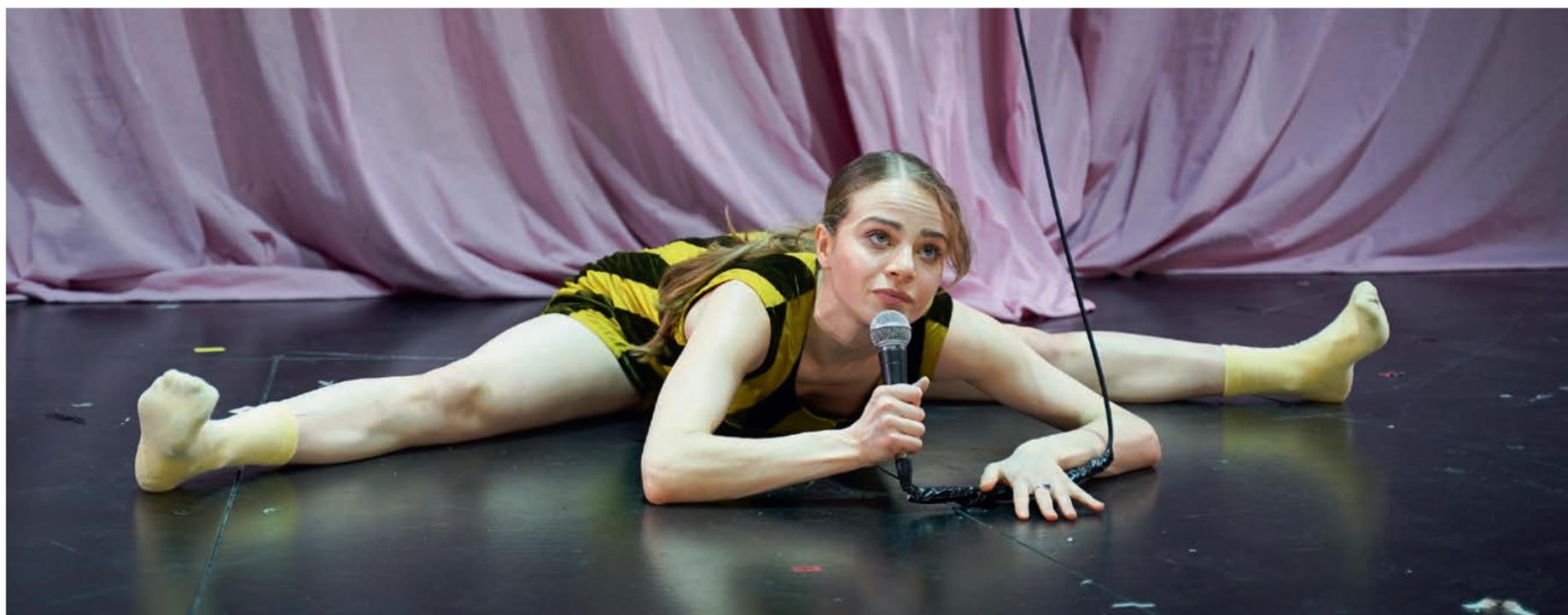


FOTO: PICTURE ALLIANCE / JORG CARSTENSEN | JORG CARSTENSEN

Trotz Pandemie kein Stillstand in der Kultur: dank des Rettungs- und Zukunftsprogramms NEUSTART KULTUR, für das der Bund zwei Milliarden Euro zur Verfügung gestellt hat

könnte man meinen, mindestens so etwa wie die »Panama Papers« käme heraus. Nichts dergleichen ist der Fall.

Zum einen ist die Mehrzahl der Informationen zu den inzwischen 78 Programmen ausgehend von der Seite NEUSTART KULTUR unter kulturstaatsministerin.de den Webseiten der Mittel ausreichenden Stellen zu entnehmen. Die weitaus größte Zahl der Mittel ausreichenden Stellen informiert sehr ausführlich über die Zielsetzung der Förderung, über die Fördersummen, über die geförderten Institutionen oder Personen. Wie im Kulturbereich üblich, wird nicht bekannt gegeben, wer nicht gefördert und vor allem auch nicht, warum ein Förderantrag nicht bewilligt wurde. Dieses hätte womöglich negative Auswirkungen auf die Antragsteller und wäre nicht in deren Sinne, wenn sie auf einer solchen Liste erscheinen würden. Zusätzlich zu diesen Grundinformationen gibt es Instagram-Stories, Projektberichte, Evaluationen einzelner Programmbausteine, in denen gezeigt wird, wie wichtig dieses Programm war und nach wie vor ist.

Es bedarf weniger investigatives Gespür, als vielmehr Bereitschaft, sich auf die Vielfalt und vor allem auch Unterschiedlichkeit der Kulturszene einzulassen, wenn man sich ein Bild von NEUSTART KULTUR machen will.

Zum Zweiten wollte Deutschlandfunk Kultur skandalisieren, dass Unternehmen der Kultur- und Kreativwirtschaft aus diesem Programm gefördert wurden. Da die Recherche zur Eröffnung der Art Cologne erschien, wurden sich als Erstes die Galerien vorgenommen und herausgearbeitet, dass es Treffen zwischen dem Bundesverband Deutscher Galerien und der damaligen Kulturstaatsministerin Monika Grütters, MdB gab. Sogar 90 Minuten nahm dieses Gespräch in Anspruch.

keine Musikaufnahmen und anderes mehr. Wenn, wie in der Coronapandemie geschehen, so tiefgreifende Eingriffe in einen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Sektor wie den Kultursektor vorgenommen werden, dann gehört es zur selbstverständlichen Pflicht der politisch Verantwortlichen, das Gespräch mit den Branchenvertretern zu suchen und zu führen.

Aber noch weitere Aspekte sind den Investigativrechercheuren offenbar verborgen geblieben: NEUSTART KULTUR war von vorneherein in erster Linie als ein Programm für den nicht öffentlich finanzierten Kultursektor geplant. Es sollte den Unternehmen, den Künstlerinnen und Künstlern sowie den Vereinen ermöglichen, in der Pandemie wirtschaftlich zu überleben, die Arbeit, so gut es ging, fortzusetzen und sich vor allem auf den Neustart vorzubereiten. Dass dieser Neustart sehr viel schleppender verlief und nach wie vor vonstattengeht als zum Zeitpunkt der Planung im April 2020, hätte vermutlich niemand gedacht. Wir jedenfalls hatten im Sommer 2020 gehofft, dass es keine erneuten Schließungen von Kulturorten geben würde. Weit gefehlt. Weitere Schließungen folgten, weitaus länger und tiefgreifender, als zu Beginn der Pandemie absehbar war.

Dass es zu keiner Insolvenzwellen im Kulturbereich kam, wie im Frühjahr 2020 befürchtet wurde, ist auch NEUSTART KULTUR zu verdanken.

Zum Dritten versuchen die Journalisten, NEUSTART KULTUR einen Strick daraus zu drehen, dass die Stipendien für Künstlerinnen und Künstler nicht nach sozialen Kriterien vergeben wurden. Dazu ist zuallererst zu sagen, dass es sich bei NEUSTART KULTUR um ein Kulturförderprogramm aus dem Hause der Kulturstaatsministerin handelt. Es ist keine soziale Künstlerförderung wie etwa die beim

von drei Jahren in der Krise drei Stipendien à 6.000 Euro erhält, erschließt sich nicht.

Als Fünftes wird die Behauptung in den Raum gestellt, es sei von den Mittel ausreichenden Stellen nicht ausreichend vor der Entscheidung für eine Förderung geprüft worden. Es wird infrage gestellt, dass nach der Verwendung der Förderung noch eine Prüfung stattfindet. So wabert der Verdacht durch die Beiträge, öffentliche Mittel seien verschwendet worden. Das ist natürlich mitnichten der Fall, denn schon bei der Antragstellung muss dargelegt werden, wofür die Mittel verwendet werden sollen. Alle Mittel müssen nach der Verwendung exakt auf Euro und Cent abgerechnet und belegt werden. Es erfolgt in der ersten Stufe eine genaue Prüfung durch die Mittel ausreichenden Stellen, in der zweiten Stufe eine durch das Bundesverwaltungsamt und dann gegebenenfalls noch eine durch den Bundesrechnungshof. Die Mittel vergebenden Stellen müssen im Übrigen – auch dies bleibt unerwähnt – für die ordnungsgemäße Vergabe der Fördermittel geradestehen und gegebenenfalls selbst Rückzahlungen leisten. All dies wird von den Journalisten mit keinem Wort erwähnt.

Zum Schluss versteigen sich die Journalisten noch in der Forderung nach mehr Bürokratie und kritisieren gleichzeitig, dass die Mittel ausreichenden Stellen zur Planung und Abwicklung der Programme befristet Personal eingestellt haben. Sehr interessant, dies in einem Sender zu hören, der in der Anfangszeit der Coronapandemie in seinen Sendungen und Interviews immer wieder auf schnelle und unbürokratische Hilfen drängte.

Natürlich ist NEUSTART KULTUR keineswegs sakrosankt. Seit der Wiedervereinigung und der Anfang der 1990er Jahre

wieder verschwindet? Eine Frage, der es sich lohnen würde, nachzugehen.

Auch in den 78 Einzelprogrammen wurden von den Mittel ausreichenden Stellen, aber auch in der Kulturszene selbst umfangreiche Erfahrungen gesammelt. Was konnte stabilisiert werden? Wo gab es gegebenenfalls ein Überangebot an Förderung? Wo hat sie bitter gefehlt? Haben vor allem die wendigen, digital Affinen profitiert? Was ist mit jenen, die müde wurden, Anträge zu stellen? Wie geht es jenen, die dem Kulturbereich den Rücken gekehrt haben – trotz Förderprogrammen? Welche Förderlinien haben künstlerische Recherchen und damit Zeit zum Ausprobieren ermöglicht? Wird davon mehr gebraucht? Diesen und weiteren Fragen lohnt es sich nach fast drei Jahren Coronapandemie nachzugehen. Die Kulturstaatsministerin hat die Evaluierung des Programms ausgeschrieben. Es ist zu wünschen, dass neben der statistischen Erfassung der Förderung auch solche Fragen beantwortet werden.

Beim letzten Treffen der Mittel ausreichenden Stellen, das der Deutsche Kulturrat Ende November ausgerichtet hat, war eine große Bereitschaft und Lust zu verspüren, zu reflektieren, was NEUSTART KULTUR gebracht hat und welche Schlüsse aus diesem Programm für künftige gezogen werden können. Wir freuen uns auf eine freudvolle und sachliche Diskussion hierzu im kommenden Jahr. Festzuhalten bleibt, ein Skandal ist NEUSTART KULTUR jedenfalls nicht.

Olaf Zimmermann ist Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates. Gabriele Schulz ist Stellvertretende Geschäftsführerin des Deutschen Kulturrates



Mit mehr Sicherheit und Planbarkeit für die umgebenden Gewerke der Filmproduktion will die FDP auch den Fachkräftezuwachs vor und abseits der Kamera stärken

FOTO: ADOBESTOCK/PEYCH.P

Krisenberater

Kunst und Kultur werden mehr denn je gebraucht

BIJAN DJIR-SARAI

Zeitenwende, Einbruch des Realen oder Ende einer Utopie? Das Jahr 2022 lässt viele Beschreibungen, aber nur eine Schlussfolgerung zu: Die großen Herausforderungen und harten Prüfungen der Gegenwart werden wir nur mit Mut, Pragmatismus und Optimismus bewältigen. Unsere Freiheit, Demokratie, ein respektvolles, friedliches Zusammenleben, unsere Werte- und Staatengemeinschaft und unseren Wohlstand werden wir niemals durch Ideologie bewahren, sondern allein indem wir uns verändern und wirksame Antworten finden. Kunst und Kultur, davon bin ich überzeugt, werden immer Teil dieser Antwort sein. Sie stehen für eine im Zweifel ungeschminkte, ehrliche, manchmal auch schmerzhaft Konfrontation mit der Realität und sind damit die besten und ehrlichsten Berater, gerade in der Krise. Zudem können sie noch mehr. Sie leisteten uns Beistand in schwierigen Zeiten. Sie spenden Trost, machen Mut, geben Orientierung, provozieren gesellschaftlichen Diskurs und bauen Brücken über einstmalig unüberwindbar geglaubte Gräben. All das zeigt: Wir brauchen Kunst und Kultur mehr denn je. Aber auch sie sind auf uns, auf die Politik, angewiesen.

Staatsziel Kultur

Freie Demokraten wissen das. Unser Selbstverständnis als Kulturnation und »Nie wieder« als unverrückbares, erinnerungskulturelles und demokratisches Paradigma stärken unsere Demokratie von innen. Dennoch schweigt sich unser Grundgesetz bisher zu dieser wertvollen Rolle aus. Daher wollen wir Kultur schon länger als Staatsziel in unserer Verfassung verankern. Die Ampel-Koalition gibt uns dazu die Möglichkeit. Und wir gehen damit keinen Sonderweg. Viele Landesverfassungen bekennen sich zum Wert von Kunst und Kultur. Das ist gut, bedeutet aber nicht, dass der Bund darauf verzichten kann. Im Gegenteil: Kultur als Staatsziel verfassungsrechtlich zu verankern, entspricht vielmehr dem immer größer werdenden Stellenwert der Bundeskultur sowie

des kulturpolitischen Zusammenspiels von Bund und Ländern. Daher wäre es ein wichtiger Schritt, aber kein Allheilmittel. Es schafft nicht auf Knopfdruck prosperierende Veranstaltungslandschaften, auskömmliche Umsätze oder volle Veranstaltungshäuser. Aber es wird dazu beitragen, dass Kunst und Kultur bei politischen Abwägungsprozessen stärker mitbedacht und gleichberechtigt mit anderen Rechtsgütern abgewogen werden. Das Staatsziel Kultur ist somit ein wichtiges Zeichen an die Kultur- und Kreativwirtschaft: Wir sehen euch, wir schätzen euch, wir stehen an eurer Seite!

Kultur- und Kreativwirtschaft

Dieses Bekenntnis wollen wir Freie Demokraten zusätzlich unterstreichen: mit der von uns initiierten Stelle eines Beauftragten der Bundesregierung für Kultur- und Kreativwirtschaft. Ein vielfältiges, freies Kulturleben ist ohne Menschen mit Leidenschaft für Kunst und Kultur nicht denkbar. Ihre inspirierenden Lebensentwürfe stehen für unsere Überzeugung an das Wirken des freien Individuums. Umso schmerzlicher haben wir beobachten müssen, dass es in der Kultur- und Kreativwirtschaft zu einem coronabedingten Umbruch gekommen ist. Viele Menschen haben ihre Ideen und Träume aufgegeben, aus finanziellen Nöten heraus oder aus Verdruss über die Bedingungen. Andere stemmen sich tagtäglich mit Kreativität und Flexibilität gegen hohe Betriebskosten, Rechts- und Planungsunsicherheiten oder Personal-mangel. Staat und Politik haben den drittgrößten Wirtschaftszweig unseres Landes zu lange vernachlässigt. Das wollen wir ändern.

Mit dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur- und Kreativwirtschaft stellen wir sicher, dass die Betroffenen auf ein offenes Ohr in der Bundesregierung zählen können. Zudem streben wir einen Neustart für das Kompetenzzentrum Kultur- und Kreativwirtschaft beim Bund an. Damit schaffen wir einen Hub mit Möglichkeiten für Content- und Businessentwicklung und begründen eine innovative Netzwerkplattform – für Groß und Klein, alte und zukünftige Akteure, Start-ups und etablierte Player. Das Ziel: Begegnung, Austausch, Inspiration und Innovation als gemeinsamen Weg.

Kompetenzzentrum Digitale Kultur

So wie die Digitalisierung unseren Alltag und unsere Kommunikation verändert, so beeinflusst sie auch Kunst und Kultur. Ob NFT-Kunst, Blockchain-Literatur oder Fragen der Teilhabe – digitale Kultur ist allgegenwärtig und hat neue kulturelle Bedürfnisse geschaffen. Die Coronapandemie hat diese Entwicklung noch einmal beschleunigt. Als Freie Demokraten sehen wir diese fundamentalen Entwicklungen und wollen sie durch die richtigen politischen Voraussetzungen konstruktiv begleiten. Digitale Kultur ist kein bloßer Ersatz von Präsenzformaten. Sie ist eine neue Kunstform, ein neues Standbein, kreative Ausdrucksform einer technikaffinen Gesellschaft und zugleich ein digitaler Ort der gesellschaftlichen Auseinandersetzung. Dies wollen und müssen wir im Kompetenzzentrum Digitale Kultur strukturell abbilden und im digitalen Zeitalter mit einem globalen Ansatz versehen. Wir setzen auf ein Miteinander oder wie es im Koalitionsvertrag heißt: Kultur mit allen ermöglichen! Das bedeutet, Kulturschaffende an einem Ort zusammenzubringen, zu vernetzen, zu beraten und Weiterbildung zu ermöglichen. Dafür schaffen wir mit dem Kompetenzzentrum für Digitale Kultur einen Ort des Lernens und des Austausches, der Erfolg begünstigt und Menschen ermutigt, ihre Ideen zu verwirklichen.

Filmpolitik

Die Digitalisierung macht auch vor dem Medium Film nicht Halt. Veränderte Sehgewohnheiten wie technische Innovationen verändern Film und Fernsehen nachhaltig. Davon sind international hoch angesehene Produktionsstandorte wie die Filmstudios Babelsberg und Bavaria, aber auch die zahlreichen VirtualFX-Studios betroffen. Sie befinden sich nicht nur im globalen, sondern auch im innereuropäischen Wettbewerb und brauchen Planungs- und Rechtssicherheit für Großproduktionen, die ihnen andere Standorte schon heute bieten. Daher setzen wir uns dafür ein, Wettbewerbshindernisse und Standortnachteile für Kulturschaffende durch ein modernes Regelwerk endlich aus dem Weg zu räumen. Erstklassige Filmfestivals und volle Kinosäle benötigen auch erstklassige Filme »Made in Germany«. Eine

Förderung über Haushaltstöpfle, die jährlich unterschiedlich gefüllt sein können, sowie der Verweis auf »first come – first serve« sind aus der Zeit gefallen. Mit einem filmpolitischen Update durch steuerliche Anreizmodelle schaffen wir nicht nur die dringend notwendige Verlässlichkeit für Filmschaffende. Wir sorgen zugleich für einen diskriminierungsfreien Zugang zu Förderangeboten und stärken so den Filmstandort Deutschland. Gerade in fiskalisch unsicheren Zeiten geben solche Modelle zusätzliche Sicherheit, da sie vom Staatshaushalt unabhängig sind. Diese Sicherheit und Planbarkeit schafft Verlässlichkeit für die umgebenden Gewerke der Filmproduktion und führen zu dringend benötigten Fachkräftezuwachsen vor und abseits der Kamera – von Bühnenbauern über Make-up-Design bis hin zur Beleuchterin oder Cutterin.

Informierte, weltoffene Gesellschaft

Unsere Demokratie kann ohne eine informierte und weltoffene Gesellschaft nicht funktionieren. Die Freiheit der politischen Meinungsbildung ist vitale Voraussetzung für unser Miteinander und zugleich ohne freie und unabhängige Medien unvorstellbar. Das gleichzeitige Bestehen von privatem und öffentlich-rechtlichem Rundfunk schafft die dafür notwendige Vielfalt in einer sich permanent verändernden Gesellschaft. Unsere medienpolitische Aufgabe besteht darin, die vielen Handlungs- und Regulierungsebenen in Einklang zu bringen – und dabei unsere staatsferne Medienaufsicht abzusichern. Die beiden Ökosysteme Rundfunk und Presse müssen endlich austariert und die Voraussetzungen für kritischen Journalismus gestärkt werden. Unsere Vorschläge dafür liegen auf dem Tisch: ein Presseauskunftsrecht auf Bundesebene, die Stärkung der Verlagslandschaft und eine entschiedene, rechtsstaatliche Verfolgung von Übergriffen auf Medienschaffende.

Zu einer weltoffenen, informierten Gesellschaft gehört auch die kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, um Gegenwart und Zukunft positiv gestalten zu können. Eine moderne Erinnerungskultur spielt dabei eine herausragende Rolle. Daher forcieren wir Freie Demokraten die Reform des Gedenkstättenkonzepts des Bundes.

Wir wollen mit ihr unsere vielfältige Gedenkstättenlandschaft stärken, moderne Vermittlungsmethoden am Puls der Zeit einführen und so dazu beitragen, dass eine aktive Erinnerungskultur in unserer sich immer schneller verändernden Gesellschaft als tragende Konstante auch in Zukunft erhalten bleibt.

Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik

»Kultur mit allen« ist nicht allein Leitmotiv unseres gemeinsamen Koalitionsvertrages. Es ist die Voraussetzung für ein friedliches Miteinander in unserer Gesellschaft und mit unseren Nachbarn. Gemeinsam mit unseren Partnern in der Europäischen Union und darüber hinaus müssen wir Wege finden, Freiräume für Dialog und Diskurs, für Kreativität und Verständigung zu schaffen – mit Medien, Kunst und Kultur im Mittelpunkt.

Mit starken Kulturmittlern wie dem Goethe-Institut, dem Deutschen Archäologischen Institut oder der Deutschen Welle mit ihrer Akademie etablieren wir überzeugende Botschafter europäischer Werte. Die letzten Jahre haben uns schmerzlich gezeigt, dass sie nicht selbstverständlich sind. Dass Demokratie und demokratische Werte immer wieder aufs Neue begründet und verteidigt werden müssen, gegen Demokratiefeinde im Innern wie gegen autoritäre Staaten von außen. Als Teil der Europäischen Union ist es Aufgabe unserer Kultur- und Bildungspolitik, darauf mit Kreativität und demokratischem Diskurs zu reagieren und zugleich Propaganda, Desinformation, Hass und Hetze wie auch der Zerstörung von Kulturgütern und kulturellen Identitäten den Kampf anzusagen.

Bijan Djir-Sarai, MdB ist Generalsekretär der FDP

MEHR DAZU

Beginnend mit der Ausgabe 9/22 lädt Politik & Kultur die Generalsekretäre der im Deutschen Bundestag vertretenen Parteien ein, Einblick in die Kulturpolitik und die kulturpolitischen Ziele ihrer Partei zu geben. Lesen Sie hier die Beiträge von Kevin Kühnert (SPD) und Tobias Bank (DIE LINKE): bit.ly/3A7J3vp

Berufsfeld rebooted

Fachkräftemangel in Bibliotheken

UTE ENGELKENMEIER

Fachkräfte fehlen in vielen Branchen und die Situation macht in Bibliotheken nicht halt. Blickt man auf die Struktur der Bibliotheken in Deutschland, mit Hunderten großer kommunaler Bibliotheken und wissenschaftlicher Bibliotheken an Hochschulen, sowie Tausenden kleinen Bibliotheken mit geringer Personalausstattung, die einen Mangel nicht gut auffangen können, so wird insbesondere für den ländlichen Raum eine dramatisch werdende Unterversorgung erkennbar. Auch werden im Bibliotheks- und Informationssektor gut ausgebildete IT-Kräfte, Programmierinnen und Entwickler benötigt, die in der berufsspezifischen Engpassanalyse der Bundesagentur für Arbeit (BfA) so nicht auftauchen. Sie werden überall gebraucht.

Rund 1.800 bis 2.000 junge Menschen treten in der Bibliotheksbranche aktuell im Jahr auf den Arbeitsmarkt. Sie haben eine Ausbildung als Fachangestellte für Medien- und Informationsdienste oder ein Bachelor- oder Masterstudium mit der Ausrichtung Bibliotheks- und Informationswissenschaft abgeschlossen. Sie finden Stellen in Gemeinde-, Stadt- und Universitätsbibliotheken, in Verlagen, Rechtsanwaltskanzleien, wirtschaftlichen Betrieben oder Wissenschaftsorganisationen. Auf Absolventen warten ca. 2.200 Stellenausschreibungen, die auf dem Jobportal [openbibliobio.de](https://www.openbibliobio.de) im Jahr inseriert werden. Eindeutig ein Arbeitnehmermarkt. Die Prognose bleibt grau. Die Bewerberzahlen für Ausbildungsstellen sind

rückläufig, auch die Zahl der Studienplatzbewerbern für bibliotheksspezifische Studiengänge sinkt. Dem gegenüber steht eine explodierte Anzahl an unterschiedlichen Studiengängen, was Studieninteressierten erschwert, einen passenden Überblick zu bekommen. Viele Berufsfelder stehen in einem extremen Wettbewerb, wer nicht auffällt und für Interessierte nicht sichtbar ist, der wird vergessen.

Die demografische Entwicklung ist wie in anderen Berufsfeldern spürbar. Geburtenstarke Jahrgänge, die Boomer und Generation X, gehen auch in Bibliotheken nach und nach in Rente. Stellen, die aktuell ausgeschrieben werden, gehen häufig in die Fristverlängerung oder werden erneut ausgeschrieben. Vakanzzeit heißt es in der Statistik. Was sich in Zahlen nicht wiederfindet, ist die gestiegene Belastung der Beschäftigten, die auf Unterstützung durch neue Kolleginnen und Kollegen warten.

Die aktuellen Herausforderungen und dringenden Handlungsfelder sind: qualifiziertes Personal zu finden, zu halten und weiterzuentwickeln sowie junge Menschen für Ausbildung und Studium zu begeistern. Gerne zu lesen schadet dabei nicht, aber es sollte nicht die einzige Motivation bleiben. Eine Voraussetzung ist es allemal nicht. Die Arbeit in Bibliotheken ist keine Arbeit mit Büchern, sondern mit Menschen. Der Kern von Bibliotheken ist ein alter und immer wieder neuer: Sie ermöglichen Teilhabe am gesellschaftlichen sowie wissenschaftlichen Leben.

Und so sucht das Berufsfeld Menschen, die offen sind, kontaktfreudig,

gerne zuhören und reden, helfen, einen Ort des Austauschs bieten, Lernangebote für Leseanfänger bis zu Senioren bieten und Interesse an Problemlösungen haben. Die Suche nach Personal hat daher den Fokus auf Menschen, die Informationen und Wissen bereitstellen können und Lernenden helfen. Mit ihrer eigenen pädagogischen Kompetenz können sie andere unterstützen bei der Entwicklung ihrer Lese-, Informations- und Medienkompetenz. Sie können mit Daten, Informationen, Metadaten umgehen, um IT-Services, Open Access und

Was sich in Zahlen nicht wiederfindet, ist die gestiegene Belastung der Beschäftigten

Open Science bis hin zu Citizen Science unterstützen können. Beschäftigte in Bibliotheken sind heute nicht nur Informationsspezialisten, sie sind Informationspädagoginnen, Data Stewards, Community Manager, Open-Science-Supporter.

Die Ausbildung und insbesondere die Studiengänge haben bereits neben der Grundausbildung ein sehr differenziertes Wahlpflichtprogramm im Angebot, um diesen gewachsenen Ansprüchen gerecht zu werden. Die Ausbildungsordnung für Fachangestellte befindet sich aktuell im Relaunch, die Curricula der Hochschulen sind in einem ständigen Anpassungsprozess. Zertifizierte Weiterbildungskurse ergänzen den Bedarf. Das Angebot schrumpft jedoch, wenn den Hochschulen als qualifizierten Weiterbildungsanbietenden keine Möglichkeiten zur Querfinanzierung

gegeben werden können. Solange die hohen Kosten auf Teilnehmende verlagert werden, reicht ihre Freistellung als Bildungszeit nicht aus. Daneben bleibt ein großes Desiderat, Expertinnen und Spezialisten aus anderen Branchen wie IT, Marketing, Recht oder Verwaltung in Bibliotheken einzusetzen. Erkennt wird auch das mangelnde Angebot für Quereinsteiger. Hier ist neben Fortbildungen und Externenprüfung wenig, was Menschen aus anderen Branchen helfen könnte, in die Berufswelt der Bibliotheken einzusteigen. Noch.

Die aktuelle Situation bietet auch die Chance, umzudenken. Jüngere Generationen nehmen ihre Work-Life-Balance ernst und nehmen sich Zeit für das Leben, dann kommt die Arbeit.

Die persönliche Weiterentwicklung und die Erwartung, eigene Qualifikationen einbringen zu können, stehen im Fokus. Daran können Bibliotheken als Arbeitgebende anknüpfen, indem sie Berufseinsteigenden bereits früh Entwicklungsperspektiven anbieten und für ein Klima mit klaren Aufgaben und hoher Eigenverantwortung sorgen.

Bibliothekarische Verbände reagieren proaktiv: Um dem Fachkräftemangel entgegenzuwirken und Bibliotheken als attraktive Arbeitgebende sichtbar zu machen, rief der Dachverband Bibliothek Information Deutschland (BID) bereits 2018 die verbandsübergreifende AG Personalgewinnung ins Leben mit dem Ziel, durch Analysen und Initiativen das Berufsfeld zu unterstützen, Kernaussagen zum modernen Selbstbild zu erarbeiten, das Image zu profilieren und Maßnahmen zur Personalgewinnung aufzuzeigen.

Durch gemeinsam abgestimmte Aktionen, durch Gespräche mit den ausbildenden Hochschulen und Berufsschulen, mit Trägern in Kommune und Hochschule, durch eine verstärkte Kommu-

nikation mit potenziell Interessierten, Schülerinnen und Schülern wie auch interessierten Quereinsteigern ist ein wertvolles Feedback entstanden. Hieraus ging hervor, dass der Wert von Bibliotheken, die Leistungsfähigkeit und das sehr diverse Berufsfeld nicht automatisch sichtbar sind und stets deutlich kommuniziert werden müssen. Die Kommunikation mit potenziellen Berufsinteressierten sollte möglichst nah an den Alltag und das Medienverhalten anknüpfen. Neben der Kommunikation über soziale Medien gehören die Präsenz auf Berufsmessen, in Schulen oder das Angebot von abwechslungsreich gestalteten Praktika zu ersten erfolgversprechenden Maßnahmen.

Die Arbeit der AG geht aktuell über in eine verbandsübergreifende Kommission Personalgewinnung, getragen vom Deutschen Bibliotheksverband zusammen mit dem Verein Deutscher Bibliothekarinnen und Bibliothekare sowie dem Berufsverband Information Bibliothek. Erstmals finanzieren die Bibliotheksverbände zudem eine Stelle für Personalmarketing. Im Rahmen des Projektes »Personalgewinnung Berufsfeld Bibliothek und Information« wird ein Marketingkonzept mit dem Ziel entwickelt, Interessierte für eine Ausbildung, ein Studium oder einen Quereinstieg im Berufsfeld Bibliothek zu gewinnen.

Die Herausforderungen der Personalgewinnung ist auch eine Chance für Bibliotheken. Das Berufsfeld wird noch bunter und kann auf ein dynamisches Umfeld flexibler reagieren. Diversität, Kooperation, Agilität sind neue Werte in der Arbeit.

Ute Engelkenmeier ist Vorsitzende des Berufsverbands Information Bibliothek (BIB) und Mitglied der Kommission Personalgewinnung der bibliothekarischen Verbände

Hör, was du willst,
aber hör es richtig.

Ob Pop oder Experimental, mit der neuen Generation Radio gibt es mehr Auswahl, mehr Qualität, mehr Freiheit. DAB+ ist der Standard für Vielfalt im Radio.

Jetzt mehr erfahren auf [dabplus.de](https://www.dabplus.de)

dab+
mehr radio



Willy Brandt kniet am 7. Dezember 1970 vor dem Mahmal im einstigen jüdischen Ghetto in Warschau

Immer wieder Verpflichtung

Zur Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte

REGINE MÖBIUS

Der Tag der Menschenrechte – es ist der 10. Dezember – erinnert daran, dass an diesem Tag im Jahr 1948 in Paris die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte verabschiedet wurde. Appellierend verleiht das Europäische Parlament an diesem Tag den Sacharow-Preis, und die Organisation »Reporter ohne Grenzen« ihren Menschenrechtspreis. Auch der Friedensnobelpreis wird am 10. Dezember vom norwegischen Nobelkomitee überreicht.



SEITENLAGE MIT MÖBIUS

Wann eigentlich war dieser Tag erstmalig für mich mit einem lebendigen Bild hinterlegt? Ich muss nicht lange überlegen. Es war 1971. Im Oktober hatte das Nobelkomitee verkündet, dass im besagten Jahr der deutsche Bundeskanzler Willy Brandt den Friedensnobelpreis erhalten würde.

Sofort erinnerte ich mich an Willy Brandts Kniefall am 7. Dezember 1970 in Warschau. Ein schwerer Gang muss die Reise in die polnische Hauptstadt für den Bundeskanzler gewesen sein. Er wollte dort den Warschauer Vertrag unterzeichnen, der das Verhältnis zwischen der Bundesrepublik und der Volksrepublik regeln sollte. Zu tief die Wunden, die die Deutschen den Polen geschlagen hatten. In keinem anderen Land hatten die nationalsozialistischen Barbaren so gewütet wie in diesem. Auf polnischem Boden waren die Todesfabriken des Holocaust errichtet worden.

Die Todeskämpfe der Juden des Warschauer Ghettos waren nicht vergessen. Sechs Millionen Opfer hatten die Polen im Zweiten Weltkrieg zu beklagen. »Jetzt gehe es darum, den Blick in die Zukunft zu richten«, so Brandt, »die Kette des Unrechts zu durchbrechen und die Moral als politische Kraft zu erkennen«.

Nach diesem Besuch ging ein Bild um die Welt. Es zeigte, wie tief den Bundeskanzler dieser Besuch bewegt hatte: Bei einer vorgesehenen Kranzniederlegung am Warschauer Ghetto-Ehrenmal ordnete er kurz die schwarz-rot-goldene Schleife, trat dann ein paar Schritte zurück und fiel plötzlich auf die Knie, verharrte etwa eine halbe Minute. Das Gesicht nahezu bewegungslos, stand er wieder auf. Er hatte stellvertretend für sein Volk unter der Last verletzter Menschenrechte seine Knie gebeugt. In seiner großen Nobelpreisrede vor der Universität Oslo am 11. Dezember 1971 mahnte Bundeskanzler Brandt: »Der Krieg darf kein Mittel der Politik sein. Es geht darum, Kriege abzuschaffen, nicht nur, sie zu begrenzen. Kein nationales Interesse lässt sich heute noch

Wir wissen heute aus jüngster Erfahrung: Das Zugesagte, das vermeintlich Sichere ist nicht sicher

von der Gesamtverantwortung für den Frieden trennen. (...) Krieg ist nicht mehr die ultima ratio, sondern die ultima irratio. Auch wenn das noch nicht allgemeine Einsicht ist: Ich begreife eine Politik für den Frieden als wahre Realpolitik dieser Epoche.«

»Die Gründe, sich zu empören, sind heute oft nicht so klar auszumachen

– die Welt ist zu komplex geworden«, schreibt 29 Jahre später der Diplomat Stéphane Hessel, einst französischer Résistance-Kämpfer, Überlebender des Konzentrationslagers Buchenwald und Begleiter der Vereinten Nationen seit Beginn ihrer Gründung. In seinem schmalen Band »EMPÖRT EUCH!«, der im Oktober 2010 veröffentlicht und in nur vier Monaten mehr als eine Million Mal verkauft wurde, weist er auf zwei große Menschheitsaufgaben hin und spricht dabei als Erstes von der sich immer weiter öffnenden Schere zwischen »ganz arm und ganz reich«. Ebenso dringlich für ihn sind »die Menschenrechte und der Zustand unseres Planeten«. In diesem Zusammenhang zitiert er Artikel 22 aus der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, deren Abstimmung er beigewohnt hatte: »Jeder hat als Mitglied der Gesellschaft das Recht auf soziale Sicherheit und Anspruch darauf, durch innerstaatliche Maßnahmen und internationale Zusammenarbeit (...) in den Genuss der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechte zu gelangen, die für seine Würde und die freie Entwicklung seiner Persönlichkeit unentbehrlich sind.« Am 18. März 2011 im Rahmen der Leipziger Buchmesse stand für mich Hessels Auftritt ganz oben auf meinem Programm. Doch der 94-Jährige musste krankheitsbedingt kurzfristig absagen.

Wir wissen heute aus jüngster Erfahrung: Das Zugesagte, das vermeintlich Sichere ist nicht sicher. Und so lese ich die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte nicht nur als Mahnung, sondern einmal mehr auch als einen Auftrag an uns alle.

Regine Möbius ist Schriftstellerin und Vorsitzende des Arbeitskreises gesellschaftlicher Gruppen der Stiftung Haus der Geschichte

Symbolpolitik

Übernimmt Aktivismus die Kulturpolitik?

JOHANN MICHAEL MÖLLER

Die Entzauberung der Grünen im Alltag dieser Regierung geht weiter. Jene Partei, die einmal die frischeste Farbe der Ampelkoalition sein wollte, wird von den Krisen und Problemen genauso erdrückt wie die anderen Koalitionspartner. Eigene Projekte? Kaum umsetzbar. Eigene Ideen? Auf Wiedervorlage gelegt. Und auch die vielen jungen Gesichter des Klimaprotests passen nicht mehr ins Bild der deutlich grauer gewordenen Regierungspartei. Nach Wirtschaftsminister Robert Habeck, dem man die tägliche Überforderung inzwischen körperlich ansieht, gerät jetzt auch die Bundeskulturministerin Claudia Roth in den Blick, der man bisher zugutehalten konnte, noch der einzige wirklich bunte Vogel im Kabinett zu sein. Mir ist sie trotz allem sympathisch geblieben. Obwohl das bescheidene Bohren ganz harter politischer Bretter ihre Sache nie war. Bei der verunglückten Kassler documenta ist Roth noch mit dem blauen Auge davongekommen. Weil sie rechtzeitig gemerkt hat, wie eng es dort wird. So hat sie den Vorwurf, nicht so genau hingeschaut zu haben, wohl nur deshalb heil überstanden, weil es in Kassel schnell andere Sündenböcke gab. Ihre Grundsympathie für dieses krude Konzept war dann auch schnell vergessen. Inzwischen aber beginnt es in ihrem eigenen Verantwortungsbereich selbst zu rumoren. Durch die Kultureinrichtungen der Republik pfeift ein eiskalter Wind. Es geht jetzt ums Heizen und Frieren. Selbst die Bayerische Staatsoper, die größte und erfolgreichste Deutschlands, muss nicht zuletzt aus Kostengründen eine Neuproduktion ins kommende Jahr schieben. Das schreckt die Branche auf. Es laufe etwas schief in der Finanzierung der Hochkultur, mahnt deshalb die Süddeutsche Zeitung. Und Andreas Kilb spricht in der Frankfurter Allgemeinen von einem »verlorenen Jahr der Kulturpolitik«. Damit meint er vor allem die kulturellen Großbaustellen der Hauptstadt, wo weitgehend Stillstand herrscht. Die Neuordnung der Preußenstiftung lässt sich auf sich warten, wie der Baufortschritt des Museums der Moderne; und die Zukunft des Humboldt Forums ist ohnehin ungeklärt. Während sich am Kulturforum offenbar wieder die Kräne drehen und die »Kulturschnecke« jetzt ein Solardach bekommen soll, hört man aus der Preußenstiftung nur, dass sich wenig bewegt und es vor allem der Name Preußen sei, der die Ministerin stört. Weil ein Haus, das Preußens Kulturerbe bewahrt, natürlich nicht mehr so heißen darf, wie es jahrzehntlang hieß.

Auch die Pläne, das Humboldt Forum dort zu integrieren, können einem nicht ganz geheuer sein. Denn im Humboldt Forum kann man vor allem lernen, wie man Kulturbetrieb auf Kosten der lästigen Sammlungen macht. Viel dringlicher als die überfällige Neuordnung der Strukturen scheinen für Claudia Roth allerdings die Bibelverse auf der Schlosskuppel zu sein. Wenigstens nachts will man sie jetzt überblenden mit Botschaften, die der Ministerin offenbar wichtiger sind als die zu lesenden christlichen. Was selbst dem moderaten Berliner Bischof Christian Stäblein über die Hutschnur ging, der ihr vorhielt, einen neuen Kulturkampf zu provozieren. Dass die Worte sich vor die

Dinge stellen, hatte freilich schon Hugo von Hoffmannsthal einst befürchtet und ihn zu der Warnung veranlasst, dass das Hörensagen allmählich »die Welt verschluckt«. Es geht eben nicht um den sorgfältigen Umgang mit den Beständen. Man nutzt sie lieber für eigene Zwecke und will sie mit neuen Botschaften überschreiben. Am Ende käme man auch mit den Texttafeln aus.



MÖLLER MEINT

Kulturpolitik sei Verwaltungs-handeln, heißt es mahnend bei Kilb. Doch was man darüber aus dem Haus der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien hört, sind die Klagen, dass das »Zusammenspiel zwischen Apparat und Leitung« nicht mehr funktioniere und die einst vorhandenen Zuständigkeitsketten unterbrochen seien. Was einen unweigerlich an den scheuen Sieghardt von Köckritz zurückdenken lässt, der unter Helmut Kohl der heimliche Kulturminister war. In aller Bescheidenheit hat er einst dafür gesorgt, dass viele Kulturinstitutionen im Osten den Prozess der Vereinigung überlebten. Man könnte auch den robusten Bernd Neumann nennen. Als Staatsminister hat er der Kultur das nötige Geld besorgt und sie ansonsten in Ruhe gelassen.

Dass sich Claudia Roth mit einem solchen, zurückgenommenen Rollenverständnis nicht zufriedengeben will, war zu erwarten gewesen. Ein bisschen Bohei gehört zu diesem Amt freilich dazu. Trotzdem beginnt sie, Funktion und Person zu vermischen, was eine geradezu lästige Zeiterscheinung geworden ist. Roth ist jetzt eben nicht nur Ministerin, sie will zugleich auch ihre oberste Bundesaktivistin sein. Dieses Missverständnis ihrer Rolle passt wunderbar in unsere Zeit. Es geht inzwischen immer mehr um Haltung und Gesinnung; den Sachverstand gibt es im besten Falle gratis dazu.

Man kann diese Tendenz allenthalben beobachten. Selbst in den Wissenschaften werden heute Haltungsnoten vergeben. Man schreibt auch keine Gesichtsbücher mehr, man ergreift jetzt mit ihnen Partei. Und Sonja Zekri fragt in der Süddeutschen Zeitung völlig zu Recht, was eine solche Parteinahme denn für die Freiheit der Forschung bedeute? Ist das noch Wissenschaft oder nicht längst Politik? Oder auf Claudia Roth bezogen: Ist das noch Politik oder nicht doch schon Aktionismus? Um den Bogen wieder zur Kulturministerin zu schlagen: Vielleicht rührt die lauter werdende Kritik an ihrer Amtsführung eben weniger von ihren offenen Baustellen her als von ihrem so offen zur Schau getragenen Selbstverständnis. Die Kulturschaffenden in diesem Land, die nicht wissen, wie sie ihre Ateliers heizen und ihre Galerien unterhalten sollen, brauchen keine Bundessymbolpolitik, sondern jemand, der sich um ihre Belange kümmert. Das sollte jemand sein, der sich an die bekannten Spielregeln hält: Die Politik setzt die Rahmenbedingungen, die Inhalte machen andere. Eine alternative Amtskultur wollen wir nicht. Und auch nicht eine einseitig grüne.

Johann Michael Möller ist Publizist

Pack ma's!

Künftige Wege musealer Praxis im Museum Fünf Kontinente München

UTA WERLICH

Viel ist in den letzten Jahren in den deutschen Museen und Sammlungen, die sich mit nichtwestlichen Kulturen und Künsten befassen, in Bewegung geraten. Vor allem die im Vorfeld der Eröffnung des Berliner Humboldt Forums geführten Diskussionen haben deutlich gemacht, dass die Kolonialgeschichte nach wie vor ein blinder Fleck in der deutschen Erinnerungskultur und im institutionellen Gedächtnis deutscher

Das Museum untersuchte in den letzten zweieinhalb Jahren gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen aus Herkunftsstaaten Bestände aus Kamerun und Nigeria

Museen ist. Infolgedessen begannen viele Einrichtungen, ihre Sammlungen aus globalhistorischer Perspektive neu zu befragen und alternative Wege in der Präsentation und Vermittlung zu erproben. Auch in München stellen wir uns die Frage, wie wir mit der teils problematischen Geschichte der von uns verwahrten Sammlungen umgehen wollen? Wie können wir bessere Zugänge zu den Beständen schaffen? Und wie wollen wir zukünftig die unterschiedlichen Erzählstränge, die von einzelnen Sammlungsstücken oder Konvoluten ausgehen können, in unseren Ausstellungen sichtbar machen und vermitteln?

Das Museum Fünf Kontinente, dessen Sammlungsbestand heute rund 160.000 Objekte aus Afrika, den Amerikas, Asien, Europa, Australien und Ozeanien umfasst, gehört zu den großen ethnologischen Museen in Deutschland. Wie viele Museen in München verdankt es den Grundstock seiner Sammlungen dem bayerischen Herrscherhaus der Wittelsbacher, deren Angehörige durch ihre engagierte Förderung von

Wissenschaft und Kunst immer wieder bedeutende Konvolute in die Residenzstadt holten. Hierzu gehörten die sogenannten »Transatlantischen Sammlungen« mit der zwischen 1817 und 1820 von den beiden Naturforschern Johann von Spix und Carl von Martius zusammengetragenen Brasiliensammlung ebenso wie Konvolute aus China und Indien, die Teil der Kunstsammlungen Ludwig I. waren. Letztere hatten

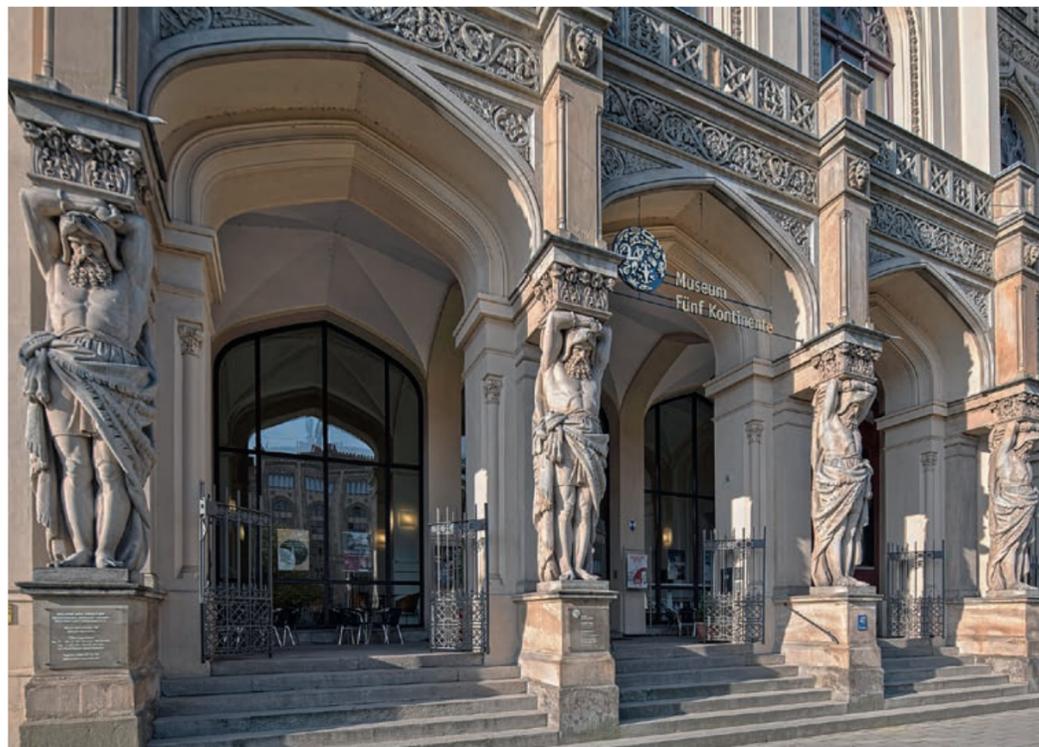
Die »Königlich Ethnographische Sammlung im Galeriegebäude« öffnete 1868 ihre Türen unter Leitung des Naturforschers und Reiseschriftstellers Moritz Wagner, der bereits sechs Jahre zuvor zum Konservator der von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften verwalteten Ethnographika ernannt worden war. So geht die Gründung des heutigen Museums Fünf Kontinente nicht wie in anderen deutschen Städten auf ein gezieltes bürgerschaftliches Engagement zurück, sondern, wie Sigrid Gareis 1990 in ihrer Publikation »Exotik in München« treffend darstellt, auf Um-

sehen wir uns heute in der Pflicht, ihre Historie aufgrund der engen Verknüpfung der Bestände mit der deutschen kolonialen Expansion kritisch zu hinterfragen. In der Arbeit des Museums Fünf Kontinente wird daher der kooperativen, ethnologischen Provenienzforschung ein wichtiger Platz eingeräumt: Das Museum untersuchte in den letzten zweieinhalb Jahren gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen aus Herkunftsstaaten Bestände aus Kamerun und Nigeria und beteiligt sich derzeit an einem Verbundprojekt zur Erforschung von Plünderware aus dem

Museums und der Ausspielung erster Objektbestände in Form eines Online-Katalogs, der als »work in progress« angelegt wurde, versuchen wir, diesem Anspruch ein Stück weit gerecht zu werden und unabhängige Forschung zu den von uns verwahrten Sammlungen zu unterstützen. Ein Desiderat ist in diesem Kontext zudem die Digitalisierung und Erschließung früher Korrespondenzen und Sammlungsakten, wofür es allerdings noch einer soliden finanziellen Förderung bedarf.

Insbesondere die Neuaufstellung der Dauerausstellungen, die in Teilen noch aus den späten 1990er Jahren stammen, wird in den nächsten Jahren eine wesentliche Aufgabe für alle im Museum Fünf Kontinente tätigen Personen darstellen. Da wir uns in unserer Arbeit den Urheberinnen und Urhebern der von uns verwahrten Sammlungen und ihren Nachkommen in besonderer Weise verpflichtet fühlen, bedarf es einer innovativen Kuratierung, bei der an die Stelle des kuratorischen Monologs eine moderierende Ausstellungspraxis tritt, welche die Expertise von Menschen aus Herkunftsstaaten und -gesellschaften ebenso wie Stimmen aus der Diaspora berücksichtigt, sammlungsbezogene Forschung sichtbar macht und zeitgenössische künstlerische Positionen mit den historischen Sammlungen in Dialog treten lässt. Nur so kann in den Ausstellungen eine Vielstimmigkeit erzielt werden, die ein Verständnis der Exponate in ihren vielschichtigen Herkunfts-kontexten, ihre historischen Verflechtungen und ihre Bedeutung in einer globalisierten Gesellschaft überzeugend vermittelt – eine Herausforderung, der wir uns gerne stellen.

Uta Werlich ist Direktorin des Museums Fünf Kontinente in München



Das Eingangsportale des Museums Fünf Kontinente schmücken eindrucksvolle Atlas-Figuren

FOTO: MFK, N. KÄSTNER

bereits 1844 gemeinsam mit Antiken aus Griechenland, Rom und Ägypten, europäischem Kunsthandwerk und einer Waffensammlung Aufstellung im alten Galeriegebäude am nördlichen Hofgarten gefunden. Mit der Auflösung dieser »Vereinigten Sammlungen« 1867 wurden ihre außereuropäischen Sammlungsstücke in der nunmehr zur Disposition stehenden Hofgartengalerie mit den »Transatlantischen Sammlungen« zusammengeführt, die sich zuvor als Lehr- und Forschungssammlungen im Wilhelminium befanden, dem Sitz der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

wälzungen in der Münchner Museumslandschaft. In den nachfolgenden Jahren wuchsen die Münchner Sammlungen kontinuierlich, insbesondere unter dem Direktorat von Lucian Scherman (1907–1933). Dieser war es auch, der die Ausrichtung des Museums entscheidend prägte, indem er den Fokus in Ausstellungen und in den Sammlungen verstärkt auf Kunst und Kunstgewerbe richtete sowie die Verlegung des Museums an seinen heutigen Standort an der Maximilianstraße erwirkte.

Fand Scherman unter Zeitgenossen unter anderem für den Ausbau der Münchner Sammlungen Anerkennung,

sogenannten »Boxerkrieg« in China; in den kommenden Jahren soll zudem ein genereller Erstcheck der Bestände aus Subsahara-Afrika auf illegitime Aneignungen in kolonialen Kontexten erfolgen. Dabei arbeiten wir ergebnisoffen, durchaus bereit, Rückgaben auf den Weg zu bringen.

Als Unterzeichnende der »Heidelberger Stellungnahme« von 2019 ist uns Transparenz im Umgang mit Forschungsergebnissen und den Inhalten der von uns verwahrten Sammlungen ein großes Anliegen. Durch die Veröffentlichung eines Großteils unserer Inventarbücher auf der Webseite des

ETHNOLOGISCHE MUSEEN

Was kennzeichnet die Arbeit der ethnologischen Museen in Deutschland? Wie positionieren sie sich in den Debatten um die Rückgabe von Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten? Wie wollen sie sich in Zukunft aufstellen?

Politik & Kultur widmet den deutschen Völkerkundemuseen eine eigene Beitragsreihe. Lesen Sie alle bisherigen Beiträge hier: bit.ly/3GEJHVk

INTHEGA-Kongress 2023

12.–14. Juni 2023 | Bielefeld

save the date!

www.inthega.de



Theatermarkt –
Leitmessen der
Gastspielbranche



Fachtagung –
Vorträge,
Workshops,
Diskussionen



INTHEGA – Kooperationspartner des Bundes



- ▶ Projektträgerin des Programms NEUSTART KULTUR – „Theater in Bewegung“
- ▶ 2 Förderprogramme mit einem Gesamtvolumen von 32 Mio. Euro

INTHEGA
Fachverband der Gastspielbranche

Ein Modellprojekt?

Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt

CHRISTIAN KOPP

Das fünfjährige Berliner Projekt »Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt« – von 2020 bis 2024 – befindet sich in seinem dritten Jahr: Zeit, um zurück- und auch vorzuschauen. Was haben wir erreichen können? Werden wir den Erwartungen an ein impulsgebendes Modellprojekt gerecht? Was steht noch an und aus?

Das Dekoloniale-Team bearbeitet vier Projektbereiche. »Geschichte[n]« kartiert transkontinentale Lebens-, Institutions-, Objekt- und Ortsgeschichten zum (deutschen) Kolonialrassismus und zum antikolonialen Widerstand. In Zusammenarbeit mit »unserem« herausragenden Design-Studio »Visual Intelligence« haben wir eine Online-Weltkarte entwickelt, die mit eurozentrischen Perspektiven bricht und multimediale Erzählweisen unterstützt. Diese Plattform hat auch Bremen und Hamburg überzeugt: Die Kolonialmetropolen von einst wollen sich mit ihren Geschichten am Dekoloniale-Mapping beteiligen.

Dokumentiert sind auf unserer Weltkarte auch die künstlerischen Beiträge des zweiten Teilbereichs »In[ter]ventionen«. Da ist zum einen das jährliche Dekoloniale-Festival, das mit seinen vielfältigen Events und performativen Stadtrundgängen im Uhrzeigersinn durch die Stadt wandert. Zum anderen finden vierteljährlich transnationale Denkwerkstätten – »[Re]visionen« – statt, in denen drängende Fragen einer antikolonialen Erinnerungskultur

diskutiert werden. In ihrem Fokus steht der Austausch über angemessene Lern- und Gedenkort zu Kolonialismus, Kolonialrassismus und Widerstand. Aber wir haben auch kritische Debatten zur zögerlichen Rückgabe von geraubten

Leider ist diese beispielgebende Projektstruktur bislang noch von keinem anderen Bundesland übernommen worden

Kulturschätzen und menschlichen Gebeinen sowie über den Ausschluss unabhängiger Nama- und Hererovertretungen aus den deutsch-namibischen Verhandlungen zum Genozid von 1904 bis 1908 organisiert.

Der dritte Teilbereich »[Re]präsentationen« umfasst unsere Kooperationen mit Visual Intelligence« und ausgewählten Berliner Museen. 2020/2021 haben wir »zurückgeschaut/looking back«, unsere viel beachtete erste Dauerausstellung zum Kolonialismus in einem Berliner Museum, grundlegend überarbeitet. Diese Kooperationsausstellung mit dem Museum Treptow zur Ersten Deutschen Kolonialausstellung 1896 hat unter anderem das Projekt »zurückERZÄHLT – ein Hörspaziergang« von 2020/21 sowie das Leipziger Projekt »Colonial Memory: ReTelling-DOAA« von 2022/23 inspiriert.

Erst seit Ende Oktober 2022 ist unsere Sonderausstellung »TROTZ ALLEM: Migration in die Kolonialmetropole

Berlin« geöffnet, die wir gemeinsam mit dem FHXB Friedrichshain-Kreuzberg Museum erarbeitet haben. Doch auch hier wurde der Ball schon von anderen aufgenommen. So produziert rbb Kultur gerade eine Hörfunkreihe zu den dort präsentierten Familiengeschichten. Vor wenigen Tagen ist das Bezirksmuseum zudem vom kamerunischen ZENÜ-Network kontaktiert worden, das die Ausstellungsinhalte für die eigene Bildungsarbeit in Westafrika nutzen will.

Wir hoffen, dass unsere für September 2023 geplante Kooperationsausstellung mit dem Museum Charlottenburg-Wilmersdorf Vergleichbares anstoßen kann. Das Projekt beschäftigt sich mit der verdrängten Geschichte transnational-solidarischer Kämpfe gegen Rassismus, Kolonialismus und Imperialismus zwischen 1919 und 1933. Bis zur Zerschlagung dieser Widerstandsbewegung(en) durch das NS-Regime spielte Berlin hier – neben Hamburg – eine zentrale Rolle.

Bereits seit Beginn des Dekoloniale-Projekts kooperieren wir auch mit dem Deutschen Technikmuseum Berlin. 2020 haben wir gemeinsam den performativen Abbau einer unakzeptablen Installation zum brandenburgisch-preußischen Versklavungshandel organisiert. Die dabei entstandene »Leerstelle« sollte eine Art »offener Wunde« bleiben und dauerhaft Raum für längst überfällige Debatten bieten, wie z. B. über die verheerende Rolle, die europäische Technologien bei der Kolonisierung der Welt spielten.

Dem unerwartet großen Interesse weiterer bezirklicher und städtischer

Museen in Berlin an Austausch, Beratung und Zusammenarbeit haben wir versucht, mit einem vierten Arbeitsbereich zu entsprechen. In »Entwicklung[en]« haben wir eine Reihe von Runden Tischen organisiert und uns parallel für die Einrichtung einer dauerhaften Kompetenzstelle zur Dekolonisierung von Museen bei der Stiftung Stadtmuseum Berlin eingesetzt. Gemeinsam mit dem Landesverband der Berliner Museen und den Regionalen Arbeitsstellen für Bildung, Integration und Demokratie (RAA Berlin) hat die Stelle nun für diesen Dekoloniale-Bereich ein eigenes Austausch- und Fortbildungsprogramm aufgesetzt, das Anfang 2023 beginnen wird.

Diese vielfältigen Impulse kann das Dekoloniale-Projekt nur aufgrund seiner außergewöhnlichen Struktur ausstrahlen, die eine enge und längerfristige Zusammenarbeit zwischen der Stiftung Stadtmuseum Berlin und drei afrodiaporsporischen bzw. postkolonialen Organisationen möglich macht. Da die Stiftung dabei vor allem die Verwaltung der Fördermittel von Bund und Land sowie weitere administrative Aufgaben übernommen hat, können sich die Projektbeteiligten von Each One Teach One (EOTO), der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD) und Berlin Postkolonial auf die inhaltliche Umsetzung der Projektmaßnahmen konzentrieren.

Zugleich ist durch die Stimmensmehrheit der Initiativen im Lenkungsausschuss sichergestellt, dass die Projektsteuerung maßgeblich in afrodiaporsporischer Hand liegt und gegen ihr gemeinsames Votum keine Maßnahmen

beschlossen werden können. Beispielsweise hat die Stiftung Stadtmuseum Berlin akzeptieren müssen, dass sich das Dekoloniale-Team nicht an Projekten im Humboldt Forum beteiligen wird. Dagegen unterstützen wir die Bemühungen des Stadtmuseums um eine selbstkritische Aufarbeitung seiner kolonialen Geschichte und Strukturen. Für 2024 ist zudem ein gemeinsames Ausstellungsprojekt im öffentlichen Raum geplant.

Leider ist diese beispielgebende Projektstruktur bislang noch von keinem anderen Bundesland übernommen worden. Offenbar reicht das nun vielerorts erwachende Interesse am Kolonialismus nicht so weit, dass die kulturpolitisch Entscheidenden ihr Vertrauen in

Das erwachende Interesse am Kolonialismus reicht offenbar nicht so weit, dass Entscheider ihr Vertrauen in BIPoC-Initiativen legen

BIPoC-Initiativen legen, die sich kolonialkritisch engagieren. So ist es noch offen, ob »Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt« auch in diesem Sinne zu einem Modellprojekt werden wird.

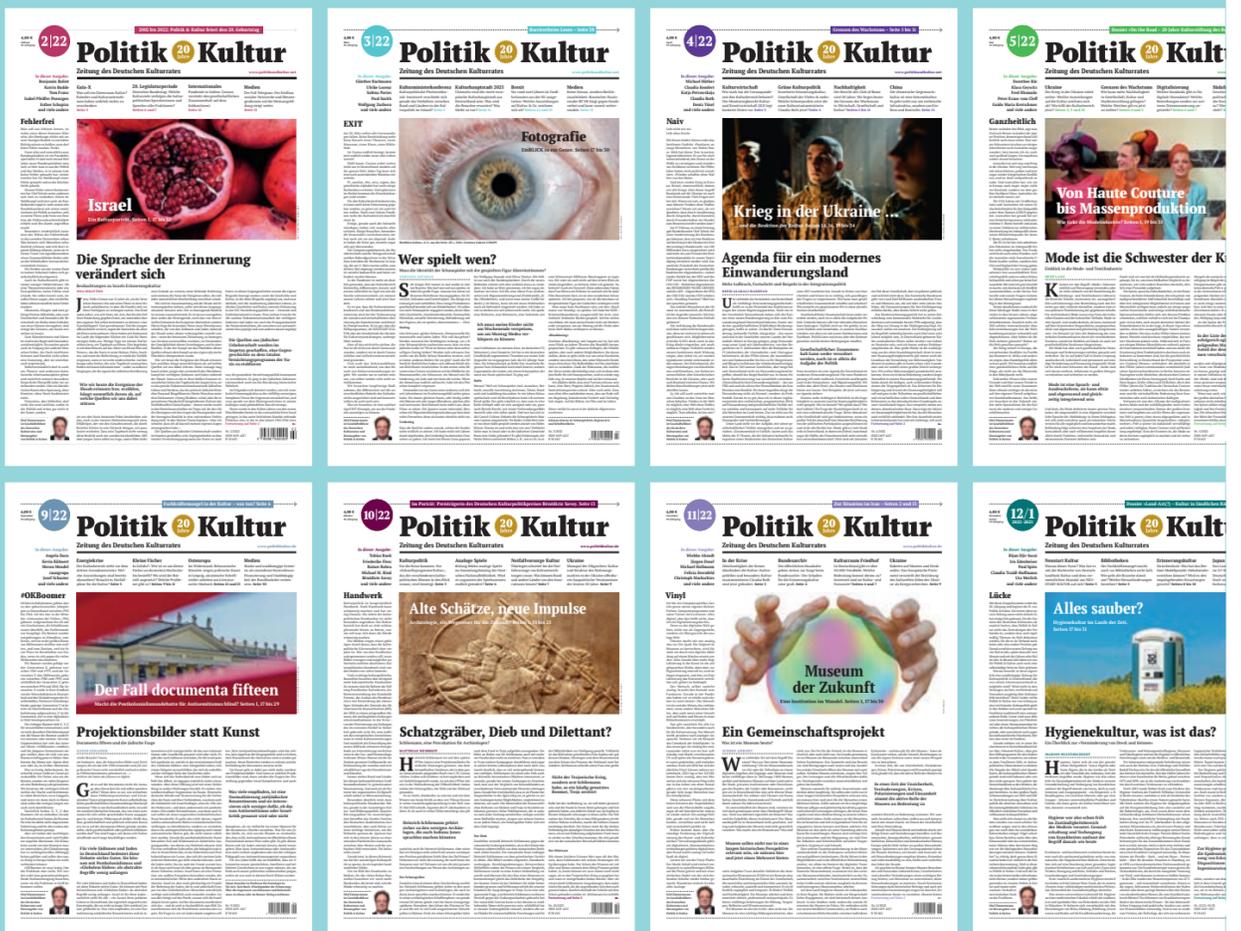
Christian Kopp, Berlin Postkolonial, leitet die Teilbereiche »Geschichte[n]« und »[Re]präsentationen« von »Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt«

Der kulturpolitische Wegweiser

Sichern Sie sich unsere Themenvielfalt auch in 2023

Politik & Kultur, die Zeitung des Deutschen Kulturrates, erscheint zehnmal jährlich, informiert zu kulturpolitischen Fragestellungen und widmet zusätzlich in jeder Ausgabe einem aktuellen Thema einen Schwerpunkt. Sie wird herausgegeben von Olaf Zimmermann und Theo Geißler.

Abonnieren Sie »Politik & Kultur« für 30 Euro im Jahr inkl. Versand unter politikkultur.de und sparen Sie 25 Prozent im Vergleich zum Preis der Einzelhefte.



»Irritation ist notwendig, um uns von dem kolonialen Erbe zu befreien«

Nadja Ofuately-Alazard und Tahir Della im Gespräch

Das Projekt »Dekoloniale« führt von 2020 bis 2024 ein von zivilgesellschaftlichen Organisationen und Kultureinrichtungen des Landes Berlin getragenes Recherche-, Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm zum Thema Kolonialismus und postkoloniale Gegenwart durch. Sandra Winzer spricht mit Nadja Ofuately-Alazard, die den Teilbereich »In[ter]ventionen« leitet, und mit Tahir Della, der das Projekt mit Schwerpunkt Museumsberatung und Kooperationen begleitet.

Sandra Winzer: Frau Ofuately-Alazard, am Beispiel Berlins erprobt das Projekt modellhaft, wie eine Metropole und ihr Raum, ihre Gesellschaft und Institutionen auf (post-)koloniale Wirkungen hin untersucht werden können. Bitte beschreiben Sie kurz – worum geht es Ihnen vor allem?

Nadja Ofuately-Alazard: Die Vorgeschichte des Projekts beginnt 2018. Wir drei zivilgesellschaftlichen Organisationen – Berlin Postkolonial, Each One Teach One (EOTO) und die Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD) – haben uns über Monate hinweg in regelmäßigen Workshops gefragt: Wie lässt sich eine Dekolonisierung des öffentlichen Raums denken und abbilden? Das Thema »Deutscher Kolonialismus« sollte in seinen transnationalen Verschränkungen und seinen zeitgenössischen Nachwirkungen vermittelt werden – niedrigschwellig und nah am Leben der Menschen in Berlin.

So kamen Sie auf die einzelnen Teilbereiche wie »Dekoloniale Interventionen« und einen Projektraum in der Wilhelmstraße. Wofür stehen diese Teilbereiche?

Ofuately-Alazard: Sie stehen für unterschiedliche Formate. Bei »Geschichte[n]« geht es um unsere digitale, »gesüdete« Weltkarte, auf der »Touren« entstehen: miteinander verbundene Narrative aus Texten, Bildern und Videos über die koloniale Vergangenheit in Verbindung zu Berlin. Kartiert werden historische Ereignisse, Widerstandsgeschichte und Biografien von Menschen, die in Geschichtsbüchern oder Mainstreammedien bislang kaum vorkommen.

Der Bereich »In[ter]ventionen« befasst sich mit diskursiven und performativen Formaten. Ich verantworte ihm mit meinem Team. Hierzu zählt unter anderem das alljährliche Dekoloniale Festival. Es fungiert insbesondere als Schaufenster für das Projekt. Auch eine jährliche Residenz für Künstlerinnen und Künstler gehört zu diesem Bereich. Wir laden Gäste für knapp drei Monate nach Berlin ein, ihre Projekte im öffentlichen Raum umzusetzen.

Im Bereich »[Re]präsentationen« gibt es jedes Jahr in diesem Bereich eine Kooperation mit einem Berliner Bezirksmuseum. Bislang gibt es die Dauerausstellung »zurückgeschaut | looking back« in den Bezirksmuseen Treptow-Köpenick. Sie widmet sich der sogenannten kolonialen »Völkerchau«, die im Rahmen der Gewerbausstellung von 1896 stattfand. Am Karpfenteich wurden damals Menschen aus den ehemaligen deutschen Kolonien in einer Art kolonialer Fantasiehabitat wie in einem Zoo ausgestellt. Unsere Ausstellung versucht, den damals dort zur Schau gestellten Menschen ihre Würde zurückzugeben. Dieses Jahr, 2022, kooperieren wir im

Berliner Süden mit dem Friedrichshain-Kreuzberg Museum. Die Ausstellung dort trägt den Titel »TROTZ ALLEM« und legt den Fokus auf die Migration in die Kolonialmetropole Berlin. Nächstes Jahr werden wir mit dem Bezirks-Museum in Charlottenburg im Berliner Westen kooperieren und im Abschlussjahr 2024 gibt es im Norden eine Ausstellung.

Der Bereich »Entwicklungen« hat sich aus einem Bedarf heraus entwickelt: Seit Projektstart 2020 baten

brechen. Die Besucherinnen und Besucher müssen sich diese Inhalte mühevoller und bewusster erarbeiten.

Ein Beispiel für »Irritationen« sind auch unsere Künstlerinnen und Künstler, die im Stadtraum ihre Interventionen platzieren. Zwei Gastkünstlerinnen, die Architektin Maya Alam und die bildende Künstlerin Vitjua Ndjiharine, stellten etwa eine Installation vor den Gropiusbau in Berlin, die aus riesigen Fahnen und einer Sprayinstallation bestand. Menschen, die als Kolonialmigrantinnen und -migranten in Berlin gelebt und

Kurzfilmfestival zusammengearbeitet. Wir unterstützen das »M-Straßen-Umbenennungsfest«, bieten Stadtführungen für unterschiedliche Zielgruppen an und kuratieren die Denkwerkstätten mit externen Partnerinnen und Partnern.

Bedeutet, es geht Ihnen um das Zusammenkommen vieler für ein großes Thema?

Della: Auch, ja. Wir laden aber auch aktiv Akteurinnen und Akteure ein, bei unserem Projekt mitzumachen. Das Interesse an dem Thema wächst

Strukturen können nicht so bleiben, wenn wir wirklich von einer dekolonisierten Gesellschaft sprechen wollen. Da haben wir noch einiges vor. Ich bin aber zuversichtlich, denn die politische Bereitschaft wächst bei den Parteien und auch bei den einzelnen Institutionen.

Noch zwei »Dekoloniale«-Projektjahre liegen vor uns. Was wünschen Sie beide sich für diese Zeit, was fordern Sie?

Ofuately-Alazard: Nachhaltigkeit ist mir besonders wichtig. Wir wünschen uns eine Konkretisierung, was die Debatte um Erinnerungsorte in Berlin angeht – Berlin als Hauptstadt des deutschen Kaiserreichs und damit als politisches Machtzentrum des deutschen Kolonialismus. Es geht darum, Dekolonisierung und Kolonialismus als Querschnittsthemen zu setzen. Das impliziert auch einen notwendigen politischen Strukturwandel beispielsweise am Beispiel der Einreisepolitik: Visa-Verfahren für Menschen aus dem »Globalen Süden« etwa sind ungemein schwierig bis unmöglich. Menschen, die wir etwa aus den ehemaligen deutschen Kolonien nach Berlin zum Dekoloniale Festival einladen, müssen extrem hohe bürokratische Hürden überwinden. Hier ist die Bundesregierung doppelzüngig: Einerseits spricht sie sich für eine Intensivierung des transnationalen Austauschs aus, andererseits behindert sie die Einreise vieler Kulturschaffender.

Della: Die Dekoloniale hat erreicht, dass das geflügelte Wort »Dekolonisierung« mit Inhalten gefüllt werden kann. Offen ist jedoch noch, wo wir als Gesamtgesellschaft landen wollen. Dazu zählt, wie Frau Ofuately-Alazard es betont, dass Visa-Vergaben nicht zu schwierig sind. Wir als »Globaler Norden« sollten nicht versuchen, den Prozess unter uns auszumachen, sondern gemeinsam mit den Perspektiven der Menschen im »Globalen Süden«, die am unmittelbarsten davon betroffen waren. Wir wollen sie in unser Projekt einbeziehen. Das funktioniert nur, wenn wir praktische Lösungen finden und z. B. Visa schnell und unbürokratisch ausstellen, sodass Menschen, die eingeladen werden, auch zügig und einfach einreisen können. Dass sie nicht etwa bis einen Tag vor der Einladung warten müssen, ob sie nun einreisen dürfen oder nicht.

Ofuately-Alazard: Abschließend wünsche ich mir auch eine wirkliche Klärung des Begriffs Dekolonisierung. Sie darf nichts sein, was an der Oberfläche von Formaten abgehandelt wird. Eine nachhaltige Dekolonisierung würde einen Wandel in den Strukturen bedeuten. Unter Beteiligung von Menschen, die Erfahrungen mit dem deutschen Kolonialismus und seinen Nachwirkungen gemacht haben. Das bedeutet einen Wandel in der politischen Kultur, in der Bildungspolitik, im Kulturbetrieb wie auch den politischen und ökonomischen Strukturen. Wir wollen einen wirklich konzentrierten Kraftakt, um das Ganze strukturell verankert anzuerkennen – als Voraussetzung einer möglichen Transformation.

Vielen Dank.

Nadja Ofuately-Alazard, EOTO, leitet den Teilbereich »In[ter]ventionen« und Tahir Della, ISD, berät den Teilbereich »Entwicklung[en]« von »Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt«. Sandra Winzer ist ARD-Journalistin beim Hessischen Rundfunk



Der Projektraum der »Dekoloniale« war eine der Ausstellungsstätten der 12. Berlin Biennale

uns viele kleine und große Museen um Austausch oder Kritik zu ihren jeweiligen Ausstellungen, Sammlungen, Texten zum Thema Dekolonisierung. So kam die »Kompetenzstelle Dekolonisierung« hinzu. Sie setzt den Fokus auf die Zusammenarbeit beispielsweise mittels Runder Tische.

Herr Della, warum war die Entstehung des Modellprojekts aus Ihrer Sicht wichtig?

Tahir Della: Die Aufarbeitung der Kolonialgeschichte ist ein allumfassendes Querschnittsthema. Es zieht sich durch alle gesellschaftlichen Bereiche: Justiz und Soziales, Medizin, Flucht, Politik und Klima – um nur einige zu nennen. Unser Ansatz war es, ein Aufarbeitungsprojekt für die Stadt Berlin zu erschaffen in Bezug auf seine eigene koloniale Geschichte. Nun liegt der Schwerpunkt des Projekts auf dem Kulturbereich. Er macht deutlich, wie stark auch dieser Bereich von Kolonialität geprägt ist.

Es darf nicht darum gehen, dass sich Verwaltung oder Politik ein solches Projekt allein auf die Fahnen schreiben, sondern, dass die Zivilgesellschaft eingebunden wird.

Auf der Webseite des Projekts fand ich ein schönes Zitat Ihrer Absichten: Sie wollen zeigen »wie Unsichtbares erfahrbar gemacht und Sichtbares irritiert werden kann«. Würden Sie sagen, das gelingt?

Ofuately-Alazard: Hier kann ich ein Beispiel aus der Ausstellung in Treptow-Köpenick bringen. Koloniale Sprache und auch Bilder sind von Rassismen gewalthaft durchzogen. Das Ausstellungsteam hat solche Exponate identifiziert und durch unterschiedliche Maskierungen markiert. »Masken«, die das Entziffern oder Erkennen erschweren und den Blick

gewirkt haben, waren auf den Flaggen zu sehen. Das Gras um die Fahnenstangen herum wurde mit grellen Neonfarben markiert, die auf einem codierten »Fußabdruck« des ethnographischen Museums basierten, das dort gestanden hatte. Das war ein Ort, der auf spektakuläre Art den gewohnten Blick bewusst irritiert hat.

Della: Ein weiteres Beispiel sind Straßennamen. Jene, die rassistisch sind oder koloniale Verbrechen ehren. Mit einer Art Straßenfest-Kundgebung haben wir gefragt, wie solche Straßen künftig zu benennen seien. Aus der »M-Straße« in Berlin wird nun die »Anton Wilhelm Amo«-Straße. Amo war einer der ersten bekannten afrikanischen schwarzen Professoren hier in Deutschland. Viele Menschen sind zunächst verwirrt, wenn hier ein Namenswechsel vorgenommen wird. Doch Irritation ist notwendig, um uns von dem kolonialen Erbe zu befreien. Wir müssen uns eine neue Brille aufsetzen, durch die wir den öffentlichen Raum und die Gesellschaft betrachten. Dann können wir sie neu organisieren.

Sie richten sich mit »Dekoloniale«, so sagen Sie, an eine breite und diverse Stadtgesellschaft, von der Sie sich auch Beteiligung wünschen. Wie kann eine solche Beteiligung aussehen?

Ofuately-Alazard: Wir gestalten das vor allem über Kooperationen mit Multiplikatorinnen und Multiplikatoren in der Stadt. Beispielsweise mit den Bezirksmuseen oder dem Technikmuseum – neben einer großen Intervention in der Schiffsabteilung haben wir eine Publikation mit dem Titel »Das Museum dekolonialisieren?« begleitet. Außerdem haben wir im Rahmen einer gemeinsamen Stadttour mit dem Berliner

Stiller Partner

Paul Spies im Gespräch über die Rolle des Stadtmuseums Berlin im Dekoloniale-Projekt

Im Projekt »Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt« nimmt die Stiftung Stadtmuseum Berlin die Rolle des großen Bruders und zugleich stillen Partners ein. Wie das gelingen kann, schildert der Direktor Paul Spies im Gespräch mit Theresa Brüheim.

Theresa Brüheim: Seit Januar 2020 setzt sich das Kulturprojekt »Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt« kritisch mit der Geschichte des Kolonialismus und dessen Folgen auseinander. Welche Rolle kommt dabei der Stiftung Stadtmuseum Berlin zu, Herr Spies?

Paul Spies: Eine zunehmende Rolle. Wir haben gemeinsam mit den drei zivilgesellschaftlichen Organisationen Berlin Postkolonial, Each One Teach One (EOTO) und der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD-Bund) einen Antrag für das Land Berlin und für die Kulturstiftung des Bundes vorbereitet. Daraus folgten dann drei Millionen

gemeinsam vom Bund und Land finanziert ist, eine emanzipierende Wirkung für zivilgesellschaftliche Organisationen hat, die bislang mit minimalen Mitteln versucht haben, ihre Arbeit zu machen. Nun haben sie die Möglichkeit, zu organisieren, einzuladen und auch die Öffentlichkeit erfolgreich anzusprechen.

Es gibt natürlich auch einen wesentlichen inhaltlichen Gewinn, denn es wird viel im Rahmen von diesen Projekten untersucht und präsentiert. Es gibt zum einen den Austausch mit dem Publikum, das so umfänglich und besser informiert wird, und zum anderen eben den Fachaustausch zwischen den internationalen Expertinnen und Experten. Denn dank der Projektmittel können diese nun aus afrikanischen Ländern nach Deutschland eingeladen werden und hier ihre Arbeit vorstellen. So hat man die Möglichkeit, den Blick der von Kolonialisierung betroffenen Länder zu sehen. Das ist sehr, sehr wichtig.

können. Wir haben mit »Dekoloniale« unter anderem schon Sichtungen der Sammlung des Stadtmuseums durchgeführt. Ich denke, es wäre interessant – eventuell in einem Handbuch, einem Symposium, einer Webseite oder Ähnlichem – zu zeigen, wie ein Museum in der Praxis mit zivilgesellschaftlichen und aktivistischen Organisationen zusammenarbeitet. Darin könnte auch die angesprochene Haltung zentral sein: Wir treten als Stadtmuseum einen Schritt zurück und lassen die Expertinnen und Experten zum Thema Dekolonialisierung sprechen. Aber wir könnten auch Hinweise zur Zusammenarbeit an andere Organisationen weitergeben.

Ich glaube, dass das wichtigste Resultat ist, dass wir bis heute ohne Streit zusammengearbeitet haben. Und dass die zivilgesellschaftlichen Organisationen sich sicher und nicht kontrolliert oder beeinflusst fühlen – weder von der Politik noch vom »großen Bruder«, dem Stadt-

Wichtig ist dabei unsere Aufstellung und unsere Haltung: Wir nehmen diese zur Verfügung gestellten Fördermittel nur, um sie weiterzugeben und übergeben dabei insbesondere auch die Deutungshoheit den genannten Partnerinnen und Partnern

Ein altmodischer Museumsdirektor könnte sich beschweren und klagen, dass die eigene Institution vergessen wurde. Aber in diesem Fall war es zweimal »Bingo«. Wir werden erstens nicht als dominante Organisation wahrgenommen. Also haben wir erreicht, was wir wollten: Wir ermöglichen und greifen nicht nach dem Podium. Zweitens werden wir auch nicht negativ beim Thema Kolonialismus und Dekolonialisierung wahrgenommen.

Wollen Sie dieses Wissen und diese Haltung nun auch an andere Museen weitergeben?

Ja, natürlich, vor allem Bescheidenheit möchten wir weitergeben. Das Stadtmuseum ist offen zu lernen. Ich bin alt genug, um zu wissen, dass wir in Zukunft Museen anders aufstellen müssen.

Wie müssen die Museen der Zukunft aufgestellt werden?

Viel partizipativer! Natürlich kann ich nur für Geschichtsmuseen sprechen. Aber in der Regel werden Museen bisher als Top-down-Bildungsinstitute wahrgenommen: Die Wissenschaftlerinnen, die Kuratoren etc. erzählen und das Publikum hört zu. Bei einem jungen Publikum funktioniert das gar nicht mehr. Wir versuchen hier stets, Dinge anders zu machen, sodass die jungen Besucherinnen und Besucher gleich mitmachen können und direkt angesprochen werden. Wenn Museen sich nicht für mehr Partizipation öffnen, werden viele nicht überleben. Eine öffentliche Einrichtung wie ein Stadtmuseum muss diejenigen, die bestimmte Themen betreffen, einladen und für sich selbst sprechen lassen: Don't talk about them, let them speak for themselves! »Dekoloniale« ist ein Beispiel dafür. Ich bin davon überzeugt, dass das Museum gewinnt, wenn es etwas überlässt.

Zu Beginn erwähnten Sie auch, dass Sie daran arbeiten, das Stadtmuseum zu dekolonialisieren.

Erst mal müssen wir auch aufpassen mit dem Begriff »Dekolonialisierung«: Das Wort wird immer kritischer betrachtet. Das Aneignen des Wortes »Dekolonialisieren« von weißen Institutionen ist eigentlich problematisch. Man eignet sich damit eine sogenannte »Token-Politik« an – insbesondere, wenn man das nur behauptet, aber keine Handlungen folgen. Das vorab.

Wir »dekolonisieren« die Sammlung nicht im klassischen Sinn, denn wir haben keine Objekte, die aus kolonialen Kontexten ins Stadtmuseum gelangt sind. Wir haben aber sehr wohl Bilder und Abbildungen, die Kolonialisierung darstellen z. B. rassistische Reklame. Es gibt natürlich auch Informationen über sogenannte »koloniale Erfolge« in Handel und Industrie. Wenn man tiefer geht, könnte man auch im Stadtmuseum geraubte Materialien finden. Die Grundstoffe vieler Objekte, z. B. Möbel, kommen aus Afrika oder Asien. Das Material wurde hierhergebracht, ohne eine anständige Summe dafür zu bezahlen. Daraus sind dann beispielsweise Buffetschränke aus Holz mit Eisenbeschlag entstanden. Darüber sprechen wir auch mit »Dekoloniale« und anderen Beraterinnen und Beratern.

Außerdem sind wir dabei, die »Dekolonialisierung« des Stadtmuseums im weiteren Sinne zu denken. Die Geschichte muss weiter aufgearbeitet werden, die Organisation sollte auch im Hinblick auf Hierarchien und Haltungen betrachtet werden. Das sind wichtige Aspekte für uns.

Vielen Dank.

Paul Spies ist Vorstand und Direktor des Stadtmuseums Berlin. Theresa Brüheim ist Chefin vom Dienst von Politik & Kultur



Im Rahmen des Dekoloniale Festivals 2022 wurde die »Dekoloniale Berliner Afrika-Konferenz« mit Vertreterinnen und Vertretern aus Deutschlands ehemaligen Kolonien in Afrika einberufen

Euro Unterstützung für fünf Jahre beginnend 2020. Dabei hat das Stadtmuseum kein Budget für sich selbst reserviert. Das Geld geht gänzlich an die Partnerinnen und Partner: Wir haben einen gemeinsamen Ausschuss, in dem die Leitungen der vier Organisationen sitzen. Gemeinsam entscheiden wir dort über Ausgaben, von denen die Mehrheit schon im Antrag festgelegt war. In der Stiftung Stadtmuseum Berlin ist auch die kaufmännische Leitung für »Dekoloniale«, Maïke Pertschy, angesiedelt.

Wichtig ist dabei unsere Aufstellung und unsere Haltung: Wir nehmen diese zur Verfügung gestellten Fördermittel nur, um sie weiterzugeben, und übergeben dabei insbesondere auch die Deutungshoheit den genannten Partnerinnen und Partnern.

Neben dem Dekoloniale-Projekt arbeiten wir aktuell auch daran, uns als Stadtmuseum zu dekolonisieren. Ein Teil dieser Arbeit fließt in das Dekoloniale-Projekt. Das ist unser Beitrag als Stadtmuseum.

Die Hälfte der Projektlaufzeit ist bereits vorbei. Welche erste Bilanz können Sie ziehen?

Es ist viel entwickelt worden. Ich denke z. B. an das Dekoloniale Festival, das im September dieses Jahres stattfand und sehr gut besucht wurde. Viele Künstlerinnen, Experten und Spezialistinnen aus aller Welt haben dort ein Podium bekommen. Es waren beispielsweise »Artists in Residence« aus afrikanischen Ländern zu Gast, die Kunstwerke produziert und gezeigt haben. Es gab viele Podiumsdiskussionen und Künstlerinterviews. Das alles hat natürlich eine bestimmte öffentliche Wahrnehmung mit sich gebracht. Auf einmal sieht man, dass in der Öffentlichkeit mehr Aufmerksamkeit an den Inhalten besteht. Deutlich wird auch, dass das Projekt, das

Es geht um die gemeinsame Geschichte – die kann man nicht alleine aufarbeiten. Die Perspektiven der Länder, die kolonisiert worden sind, und insbesondere ihrer Wissenschaftlerinnen und Künstler, sind unerlässlich. Wir gehen davon aus, dass wir alles wissen – aber wir müssen erst mal zuhören! Und da nicht alle Berlinerinnen und Berliner nach Afrika reisen können, laden wir diese Expertinnen und Experten hierher ein.

Ein weiteres Beispiel und klares Produkt von »Dekoloniale« ist die neue Fassung der Ausstellung »Zurückgeschaut« im Bezirksmuseum Treptow-Köpenick. Sie wurde verbessert und vergrößert. Frisch eröffnet hat die Ausstellung »TROTZ ALLEM: Migration in die Kolonialmetropole Berlin« im FHXB Friedrichshain-Kreuzberg Museum – auch ein Partner im Dekoloniale-Projekt.

Es gibt also Öffentlichkeit, Austausch und Projekte, die hoffentlich der Anfang einer Bewegung sind. Dafür brauchen die Partner aber auch eine gewisse Offenheit, um überhaupt jemandem zu erlauben, mit einem anderen Blick in die Organisation, in das Museum, in die Sammlung zu schauen. Das ist ziemlich neu, aber gleichzeitig wird es auch gut angenommen. Ich glaube, dass »Dekoloniale« ein leichter Eingang sein kann, um zu dekolonisieren. Es kann für Kulturinstitutionen wie Museen schwierig sein, sich für eine Person oder zivilgesellschaftliche Organisation zu öffnen. Aber beim Dekoloniale-Projektverband, wo mit dem Stadtmuseum ja auch ein Museum als Projektpartner dabei ist, haben viele Häuser eher das Gefühl, dass offen und auf Augenhöhe gesprochen werden kann.

Welche Ziele wollen Sie bis Ende des Projektes noch verwirklichen?

Für das Stadtmuseum wäre es wichtig, dass wir die Zusammenarbeit in einem gemeinsamen Produkt präsentieren

museum. Wir konnten bisher in guter Zusammenarbeit immer wieder Entscheidungen treffen. Das Stadtmuseum befindet sich dabei in einem Lernprozess. Wir sagen als Institution: »Wir wissen nichts. Ihr sagt uns, was ihr aus eurem Blick feststellt. Und wir werden nicht defensiv antworten. Wir werden offen versuchen, zu verstehen, warum solche Sachen gesagt werden, weil sie oft die Wahrheit sagen.« Wir treten also in den Hintergrund und ermöglichen so Entwicklungen, ohne Dominanz zu zeigen. Eine solche atmosphärische Zusammenarbeit und Haltung ermöglicht es vielen kleineren, aktivistischen Organisationen, Mittel zu erhalten. Denn oft werden Projektmittel an gesetzte Organisationen vergeben und nicht an neue kleine Player. Aber auf diese Art und Weise, wie wir es bei »Dekoloniale« machen, können große Organisationen Geld an kleinere weiterleiten. Dieses Weiterleiten muss man auf die richtige Art und Weise machen.

Haben Sie in der Akademie der Künste die Präsentation des Künstlers Moses März während der Berlin Biennale gesehen?

Nein.

März zeichnet Mindmaps, die z. B. die Geschichte von Kolonialismus und Restitution erzählen. Ein Pfeil geht beispielsweise zum Humboldt Forum, ein anderer zu Aktivistinnen und Aktivisten. Und an einer Stelle steht auch das Projekt »Dekoloniale«. Das zweigt sich wiederum auf in Berlin Postkolonial, EOTO und ISD-BUND. Und wo ist das Stadtmuseum? Nicht eingezeichnet. Ich habe März freundlich gefragt: »Herr März, wie ist das jetzt? Ich bin der Direktor vom Stadtmuseum. Wussten Sie, dass das Stadtmuseum Teil ist von Dekoloniale-Projekt?« Und er sagt: »Nein.« Und ich frage: »Hat das einen Hintergrund?« Er: »Einziger Hintergrund ist Ignoranz.«

Mieten statt kaufen

Bausteine für einen reformierten Wohnungsmarkt in der Ukraine

PHILIPP MEUSER

Wer sich in den vergangenen drei Jahrzehnten mit dem postsowjetischen Erbe im Planen und Bauen befasste, konnte dies mit einem ausschließlichen Fokus auf Russland erfolgreich tun. Die Kenntnis der Besonderheiten etwa der baltischen Staaten, des Kaukasus, Zentralasiens oder der Ukraine galt nicht als Voraussetzung für die wissenschaftliche Arbeit. Selbst 20 Jahre nach dem Zusammenbruch der UdSSR feierte sich der Verband der sowjetischen Architekten ein letztes Mal bei einer Konferenz im Architekturzentrum Wien – initiiert von russischen Architekten. Die begleitende Ausstellung »Sowjetmoderne«, die als Begriff von dem kürzlich verstorbenen Architekten Felix Novikov eingeführt wurde und der Ära zwischen Stalin und Glasnost einen griffigen Namen gab, vermied zwar eine zu starke Fokussierung auf Russland. Auch wenn die Schau zum Jahreswechsel 2012/13 bewusst nur die nicht-russischen Republiken und ihre Vielfalt in den Blick nahm, war es für eine kritische Debatte über den Umgang mit dem Erbe einer von Moskau dominierten Baukultur offensichtlich noch zu früh. Der Schwerpunkt lag auf der Identifizierung von Bauwerken und ihrem ästhetischen Beitrag zur Stifftung. Westliche Universitäten hatten seinerzeit die Folgen des Imperialismus des 19. und 20. Jahrhunderts längst erforscht. Die Baugeschichtsschreibung folgte aber immer noch dem russischen Narrativ, die Sowjetunion habe die Hoheit über die Architektur den Republiken überlassen. Selbst wenn in Taschkent, Tiflis oder Kiew einheimische Architekten am Werk waren, mussten ihre Entwürfe für wichtige Gebäude immer mit den örtlichen Parteikadern und ihren Führungsoffizieren in Moskau abgestimmt werden – sei es in voraus-eilendem Gehorsam oder durch Selbstzensur. Der ukrainische Stadtforscher Oleksandr Anisimov bemerkte kürzlich: »Mein Eindruck ist, dass die postkolonialen Diskussionen, die in den Neunzigerjahren begannen, in Bezug auf Russland lange Zeit nicht in der gleichen Weise geführt wurden. Aber diejenigen, die über die Ukraine als eine Art Satellit Russlands sprechen, akzeptieren die russische Sichtweise und anerkennen die von Putin behauptete Nichtexistenz der Ukraine.«

Neue Wohnungsbaupolitik

Anisimov gehört zu einer Gruppe junger Aktivisten, die sich mit neuen Strategien im Wohnungsbau befassen. Der Krieg zwingt den Markt dazu, anders und unkonventionell zu handeln. Seine Kolleginnen Galyna Sukhomud und Vita Shnaider forderten kürzlich in der renommierten Architekturzeitschrift *Bauwelt*: »Die ukrainische Wohnungsbaupolitik muss sich diversifizieren. Dazu zählt vor allem die Förderung von Genossenschaften, Baugruppen und kommunalem Wohnungsbau.« Im sozialpolitischen Kontext der Ukraine sind diese Schlagworte noch neu. Denn die bedingungslose Übertragung von Immobilieneigentum aus der sowjetischen Erbmasse und das völlige Fehlen staatlicher Kontrolle haben in der Ukraine zu einem ambivalenten Verhältnis zur Wohnkultur geführt. Fast jede Familie verfügt über Immobilieneigentum – auch wenn sie nicht die finanziellen Mittel aufbringt, diesen Besitz zu unterhalten oder gar zu modernisieren.

Das Wohnen erfolgt seit einer Generation auf Verschleiß.

Die tschechischen Soziologen Martin Lux und Petr Sunega beschreiben die Massenprivatisierung des Wohnungsbestandes nach dem Ende des Sozialismus als eine alternative Form des Wohlfahrtsstaates. Allerdings ging damit auch eine Privatisierung der Wohnungsfürsorge einher, die in westlichen Demokratien traditionell ein Instrument der Sozialpolitik ist. »Obwohl das bestimmende Merkmal des postsozialistischen Wohnungswesens die Massenprivatisierung zur Schaffung von Super-Wohnungsbaugesellschaften war, wurde der ausdrückliche Rückzug des Staates nicht durch die Schaffung von Institutionen oder Kulturen ersetzt, die für die Schaffung voll finanzierter Wohnungsmärkte erforderlich sind.« Stattdessen gebe es eine Form von staatlich vererbter Wohlfahrt in Form von schuldenfreiem Wohneigentum, wodurch eine Lücke in der Wohnungswohlfahrt entstanden sei, die teilweise von den Haushalten in Form von generationenübergreifender Unterstützung und Eigenleistung geschlossen werde. In der Bevölkerung der frühen 1990er Jahre mag der Besitz von Eigentum als Entschädigung für jahrzehntelange Unterdrückung durch Partei und Staat verstanden worden sein. Es führte aber auch zu einer grundsätzlichen Anspruchshaltung gegenüber den neuen Machthabern, dass der Staat sein Eigentum an die Bürger verteilen sollte.

Das Vakuum, das der Rückzug des Staates aus dem Wohnungsbau hinterlassen hat, wird bis heute von privaten Unternehmen gefüllt. Dennoch blieb der Staat mit 80 Prozent Hauptaktionär einiger Unternehmensgruppen wie Kyivmiskbud, früher Glavkivgorstroj. Der öffentliche Sektor ist damit selbst zu einem profitorientierten Akteur auf dem freien Markt geworden und verfolgt nur noch am Rande die Förderung des Wohnungsneubaus etwa für junge Familien oder sozial Benachteiligte. Einige dieser privaten oder teilstaatlichen Konsortien decken die gesamte Wertschöpfungskette des Wohnungsbaus ab: von der Konzeption und Planung über die Erschließung und den Bau bis hin zur Vermarktung und Finanzierung. Nach Fertigstellung übernehmen die Projektentwickler oft auch die Hausverwaltung und das Facility Management als dauerhafte Dienstleistung. Die Synergie zwischen dem investierenden Bauherrn, dem planenden Architekten und dem ausführenden Unternehmen lässt die einzelnen Schritte reibungsloser ablaufen, birgt aber die Gefahr, dass sich wirtschaftliche Entscheidungen ungehindert gegen qualitative Verbesserungen durchsetzen. Die großen Immobilienmagnaten haben ihre Wohnungsproduktion längst perfektioniert. Ihre mehrstöckigen Wohnkomplexe tragen ihre individuelle Handschrift.

Wo sich sowjetische Typenreihen noch durch Fensteranordnungen, Balkonbrüstungen und Außenwandverkleidungen auszeichneten, konkurrieren die privaten Akteure auf dem Wohnungsmarkt heute mit bunten Fassaden, Außengestaltung und wohnungsnahen Dienstleistungen. Eine neue Wohnsiedlung zu finden, die kein Sicherheitssystem von der Nachbarschaft trennt, ist die Ausnahme. In Odessa geht der einflussreichste Projektentwickler, Kadorr, sogar so weit, seine Wohntürme mit bis zu 25 Stockwerken zu nummerieren – nach dem Muster einer sozialistischen Idealstadt, einer »Sozgorod«, aber als »Gated Community«. Neben jeder Zahl thront eine Friedenstaube mit einem Olivenzweig. Die Dachaufbauten sind so hoch wie einige der alten Gebäude in der Nachbarschaft, was bei den Betonburgen städtebaulich nicht beachtet wird. Diese Demonstration



In Winnyzja stellte die Stadt im Oktober ein soziales Wohnprojekt fertig. Die Käufer zahlen nur 350 Euro pro Quadratmeter für eine nicht ausgebaute Einheit

privater Macht zeigt auch, wie schwach die staatliche Genehmigungsbehörde ist. Das erinnert unweigerlich an die eurasische Stadtplanung, die den Massenwohnungsbau dem Turbokapitalismus überlassen hat und in Moskau, Astana oder Äsgabat Wohnhochhäuser auf der grünen Wiese entstehen ließ – immer mit sozialer Infrastruktur, manchmal sogar mit Verkehrsanbindung an das Stadtzentrum, aber nie mit der erkennbaren Idee eines wohlgeformten Stadtkörpers. Auch deshalb unterscheidet sich diese Erfüllung von Richtwerten kaum von der Stadtplanung der sowjetischen Vergangenheit.

Co-Living in Irpin

In der jüngsten Vergangenheit sind viele Versuche, den ukrainischen Wohnungsbestand durch energieeffiziente Renovierung zu modernisieren, gescheitert. Gut gemeinte EU-Programme konnten nicht umgesetzt werden, weil die potenzielle Zielgruppe einfach nicht über das notwendige Kapital verfügte. Die Finanzierung einer neuen Heizungsanlage beispielsweise, die mit 5.000 Euro pro Wohneinheit gefördert worden wäre, scheiterte oft daran, dass die Bewohner die im Programm geforderten 5.000 Euro nicht aufbringen konnten oder wollten. Hinzu kommt, dass die Energiekosten in der Ukraine so niedrig sind, dass sich die Investition für viele Bewohner nicht rechnen würde. Dabei sind es gerade die seriellen Wohngebäude aus der Chruschtschow-Ära, die eine grundlegende Erneuerung der Haustechnik erfordern hätten. Das Ergebnis wird wohl sein, dass die alten Gebäude weiter bewohnt werden, weil sie sich abnutzen und bei Katastrophen nur notdürftig repariert werden. Eine Modernisierungspolitik wird sich wohl vorerst auf den Wohnungsneubau konzentrieren müssen, der aber die bestehenden Monostrukturen nicht stärken wird. Genossenschaftsmodelle nach Schweizer Vorbild, Baugruppenmodelle nach deutschem Vorbild oder der unkomplizierte Umbau bestehender Nichtwohngebäude – die wohl schnellste und klimafreundlichste Methode – gehören jedoch in das Pflichtenheft

der nächsten Generation ukrainischer Wohnungspolitik. Auch der Bau von Boardinghäusern für temporäre Bewohner könnte den Wohnungsmarkt entlasten. Ein solches Co-Living-Projekt hatte Lena Rantsevich in Irpin bei Kiew 2017 initiiert. Im März wurde es von der russischen Armee zerstört. Rantsevich und ihre Familie flüchteten nach London.

Die Nachfrage nach einer Diversifizierung des Wohnungsneubaus in der Ukraine wird nach dem Ende des Krieges neuen Schwung erhalten. Die bisher dominierenden Akteure werden ihre Marktanteile kaum freiwillig aufgeben. Ziel muss es daher sein, den Einfluss des Staates auf die Projektentwickler zu erhöhen, ihre Strategie zu korrigieren und eine Art Bonussystem einzuführen. Ein Instrument könnten Steuererleichterungen für Direktinvestitionen in kommunal verwalteten Mietwohnungsbau sein – oder eine direkte Verpflichtung, eine bestimmte Anzahl zusätzlicher Sozialwohnungen zu bauen und diese gegen eine von der Kommune festgelegte Miete an Berechtigte zu vermieten. Ein neues Politikverständnis ist auch für alle Strategien und Methoden erforderlich, die den Wohnungsbau in der Ukraine nach dem Krieg reformieren sollen. Unterstützung erwartet Stadtforscher Anisimov dabei vor allem von anderen westlichen Ländern: »Bislang ging es in der Ukraine nach sowjetischem Vorbild immer um den vermeintlich richtigen Plan für die ehemals staatlichen, jetzt privaten Bauherren. Über die Planungsprozesse, den Wert des Bodens, die Wohnungspolitik oder eine klimafreundliche Stadtgestaltung wurde wenig diskutiert. Die internationale Zusammenarbeit kann der Ukraine helfen, anders zu planen und ihre Städte auf nachhaltige und demokratische Weise umzubauen.«

Das Winnyzja-Modell

Einer der sichtbarsten Ansätze zur Bewältigung der Wohnungskrise verfolgt die Stadt Winnyzja. Die strategisch wichtige Stadt zwischen Lwiw und Kiew brachte ihre eigene Verwaltung mit internationalen Akteuren wie etwa der Gesellschaft für internationale Zusam-

menarbeit (giz) und der IBA Stuttgart zusammen. Das Denklabor konzentriert sich auf Modelle für erschwinglichen Wohnraum, wobei Mieten und Kaufen gleichermaßen betrachtet werden. Daher besteht die Aufgabe darin, »Lösungen für die Bereitstellung neuer und die Erneuerung bestehender Wohnungen zu finden, Baugrund für erschwinglichen Wohnraum zu schaffen, integrative Nachbarschaften in Partnerschaft mit den Bürgern zu entwickeln und Wohnungsbauprogramme dort einzurichten, wo es noch keine gibt«, wie es Nazar Kovalenko vom Institut für Raumentwicklung in Winnyzja beschreibt. Gerade erst stellten lokale Architekten ein kommunales Wohngebäude fertig, das den Käufern für einen Quadratmeterpreis von 350 Euro die Schaffung von Immobilieneigentum ermöglicht. Nun sind Baugruppen- und Genossenschaftsmodelle in der Planung. Nicht nur in Winnyzja sammelt die Kommune sozialpolitische Erfahrung im Schnellverfahren. Der Krieg hat inzwischen über ein Drittel der Bevölkerung zur Flucht gezwungen und die Wohnungskrise in der Ukraine dramatisch verschärft. Was deshalb im Moment nicht gefragt ist, sind internationale Entwürfe für extravagante Grundrisse. Was dem Immobilienmarkt derzeit fehlt, sind Strategien für alternative Wohnmodelle. Dass dabei klimapolitische Themen wie zirkuläres Bauen oder erneuerbare Energien gleich mitgedacht werden können, dürfte die Ukraine zu einem Vorreiter der ressourcenschonenden Architektur machen.

Philipp Meuser ist Ehrenprofessor an der Bektov-Universität in Charkiw

WOHNEN IN DER UKRAINE

Teil 3/3: In einer dreiteiligen Serie erörtert der Berliner Architekt Philipp Meuser den gegenwärtigen Strukturwandel des ukrainischen Wohnungsmarkts. Hier finden Sie die ersten beide Teile: bit.ly/3UK2pzc



Die Idylle trügt: Die politische Situation in Myanmar ist brisant. Der Einfluss des Militärs wurde erneut durch einen Putsch am 1. Februar 2021 gesichert

FOTO: ADOBE STOCK / PHOTO GALLERY

»Ich habe nie das Exil für mich gewählt«

Die myanmarische Schriftstellerin und Aktivistin Ma Thida im Gespräch

Ma Thida wurde 1966 in Rangun im Süden Myanmars geboren, wo sie auch ihr Medizinstudium absolvierte. Als Ärztin und Redakteurin war sie an verschiedenen Demokratisierungsinitiativen in ihrem Heimatland beteiligt, was 1993 zu ihrer Verhaftung führte. Ihre Memoiren über die Zeit im Gefängnis erschien 2016 auf Englisch unter dem Titel »Prisoner of Conscience: My Steps through Insein«. Gegenwärtig lebt Ma Thida als Stipendiatin der Martin Roth-Initiative in Berlin. Patrick Wildermann spricht mit ihr über die Situation in Myanmar, ihren Mut und ihr Ziel, in ihr Heimatland zurückzukehren.

Patrick Wildermann: Ma Thida, Sie sind ausgebildete Chirurgin und Schriftstellerin. Inwieweit berühren sich diese Welten? Hat die Arbeit als Medizinerin Ihr Schreiben beeinflusst?

Ma Thida: Als Ärztin habe ich es mit der Allgemeinheit zu tun, mit Menschen aus allen sozialen Schichten. Es ist eine Arbeit an der Basis der Gesellschaft, die mir nicht nur ein Verständnis für die alltäglichen Nöte der Menschen vermittelt hat, sondern auch Empathie. Gleichzeitig habe ich schon immer gern gelesen. Schon während des Medizinstudiums hatte ich den Wunsch, etwas eigenes zu schreiben, nachdem ich so stark durch die Literatur anderer inspiriert worden war. In beiden Fällen gilt der Fokus meines Interesses den Menschen und dem Versuch, ihnen zu helfen.

Ihre ersten Kurzgeschichten sind in den 1980er Jahren entstanden. Wovon handelten sie?

Ich war damals erst 16 oder 17 Jahre alt, die meisten meiner frühen Geschichten handelten von den Menschen, die mich umgaben. Darunter aber lag bereits die Beschäftigung mit meinem Land. Ich hänge schon lange einem Traum für Myanmar an. Unser Land ist geprägt von bewaffneten Konflikten, wechselnden Militärdiktaturen, wir haben ein miserables Bildungssystem. Wir brauchen Frieden und sozialen Wandel, das ist mir

bewusst, seit ich jung war. Und dafür will ich mit meiner Arbeit ein Bewusstsein auch bei anderen schaffen.

Wann sind Sie mit Ihrem Schreiben erstmals in Konflikt mit den Autoritäten geraten?

Mitte der 1980er Jahre erschienen meine Geschichten regelmäßig in den wenigen Literaturzeitschriften, die es damals gab. Was auch ungewöhnlich war, weil zu dieser Zeit nicht viele Frauen bei uns geschrieben haben. Die Prüfungskommission für die Presse – so nannte sich die Zensurbehörde – wurde auf mich aufmerksam. Sie führte für Regimegegner eine schwarze Liste und eine braune, auf der auch ich stand. 1988 gab es Unruhen und einen Generalstreik, an dem ich mich beteiligt habe, darauf folgte ein Militärputsch. Die Machthaber wussten, dass ich mich aktiv für die Demonstrationen engagiert hatte, und begannen erstmals, die Veröffentlichung von einigen meiner Arbeiten zu unterbinden. Bereits wenige Monate nach dem Putsch.

Begreifen Sie Ihr Schreiben als Widerstand?

In der Geschichte Myanmars war die Literatur fast immer eine Plattform für den Widerstand. Wir hatten eine über hundert Jahre währende Kolonialherrschaft unter britischer Besatzung, gefolgt von einer kurzen Phase der Unabhängigkeit, bis ab 1962 verschiedene Militärregime das Land zu kontrollieren begannen. Zuletzt gab es eine kurze Phase der parlamentarischen Demokratie zwischen 2010 und 2021. Das bedeutet, es gibt keine Tradition freier Presse. Die Menschen sind es gewohnt, dass sie keine Informationen von unabhängigen Medien bekommen, sie wissen oft nicht, was in anderen Teilen des Landes vor sich geht, denn die Staatsmedien decken das nicht ab. Ein umfassenderes Bild können sie sich nur durch Kurzgeschichten, Romane, Gedichte oder Essays machen. Nicht nur Schriftstellerinnen und Schriftsteller, auch die Leser begreifen Literatur als Plattform des Widerstands.

Wie kann Kunst Freiräume bewahren in einer unfreien Gesellschaft?

Auch das hängt nicht nur von den Schreibenden, sondern auch von den Leserinnen und Lesern ab. Die Jahre der strikten Zensur haben die imaginative Kraft der Menschen gestärkt, sie verstehen es, zwischen den Zei-

len zu lesen und hinter die Worte zu schauen. Wir Schriftstellerinnen und Schriftsteller verwenden nicht nur Metaphern, sondern auch Tricks und Taktiken, die von den Leuten entschlüsselt und verstanden werden. Verglichen mit anderen Kunstformen vermag gerade die Literatur solche subversiven Freiheiten zu schaffen.

Haben Sie dafür ein Beispiel?

Das Militär hat in den frühen 1980er Jahren eine Propagandakampagne gefahren, der zufolge die westlichen Medien nur Lügen verbreiten würden, alle Ausländer uns feindlich gesonnen seien. Die Regierenden ließen im ganzen Land einen Slogan verbreiten, sinngemäß: Glaube keinen Fremden, glaube nur Menschen deines eigenen Blutes. In der Folge habe ich eine Kurzgeschichte mit dem Titel »The Advices of Blood« geschrieben, die Ratschläge des Blutes, die von einem Embryo handelt, der mit seiner Mutter zu sprechen beginnt: »Mach dir keine Sorgen, Mutter, ich bin dein eigenes Fleisch und Blut, dank deiner Güte und meiner Stärke werde ich sicher auf die Welt kommen ...«

1993 wurden Sie zu 20 Jahren Gefängnis verurteilt, wegen Unterstützung der Demokratiebewegung der Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi. Wie haben Sie diese Zeit erlebt?

Ich wurde angeklagt, gegen die Nationalversammlung agitiert zu haben, die eine undemokratische Verfassung umsetzen sollte. 1990 fanden Wahlen statt, bei denen die NLD – die Partei von Aung San Suu Kyi – mit großer Mehrheit gewonnen hat, aber anstatt ihr die Macht zu übertragen, wurde die Wahl vom Militärregime für ungültig erklärt. Dagegen habe ich meine Stimme erhoben. Gegen Ungerechtigkeit zu kämpfen ist ein harter Job, den ich praktisch schon mein ganzes Leben lang ausübe. Von 2016 an hat Aung San Suu Kyi schließlich regiert, und obwohl ich nicht mit allem einverstanden war, was sie und ihre Partei umgesetzt haben, waren es gute fünf Jahre für unser Land. Jahre des sichtbaren Fortschritts. Bis 2021 ein neuerlicher Militär-Putsch alle Hoffnungen vorerst zunichte gemacht hat – der bislang schlimmste von allen.

Inwiefern?

Dieser jüngste Coup hat uns um 50 Jahre zurückgeworfen. Die Militärs haben etliche Gesetze verschärft und Rechte eingeschränkt, zuletzt wurde verfügt, dass alle zivilgesellschaftlichen Organisationen über jede einzelne ihrer Aktivitäten informieren müssen. Versäumen sie das, drohen drastische Strafen. Und das ist nur ein Beispiel. Polizisten und Militärs haben zudem das Recht, jederzeit das Mobiltelefon jeder Bürgerin und jedes Bürgers auf der Straße zu kontrollieren und etwa die Fotos daraufhin zu überprüfen, ob die Person an Protesten teilgenommen hat. Oder sie checken deine Facebook-App und verhaften dich im Zweifelsfall an Ort und Stelle.



Sie sind heute unter anderem die Vorsitzende des »Writer in Prison Committee« des Verbands PEN International. Welchen Rat haben Sie für andere Schreibende, die ins Gefängnis müssen?

Zunächst mal sollte eine Haftstrafe keine Überraschung sein. Wenn wir uns als Aktivistinnen und Aktivistinnen engagieren, müssen wir uns darauf vorbereiten, dass uns alle möglichen üblen Dinge zustoßen können. Wir sollten uns bewusst sein, dass unsere Werke und unsere Worte uns in Gefahr bringen. Wer das Gefängnis vermeiden will, muss seine Zunge hüten. Aber wer frei sein möchte, sollte Vorbereitungen treffen. Ein anderer Punkt ist: Selbst im Gefängnis haben wir die Möglichkeit, uns unsere Freiheit zu bewahren. Das ist eine bewusste Entscheidung, die jede und jeder für sich treffen kann. Selbst wenn wir keine Möglichkeit haben zu schreiben, können wir trotzdem mit anderen kommunizieren. Unsere Worte haben trotz allem noch Bedeutung. Auch dieser Verantwortung müssen wir uns als Schriftstellerinnen, Journalisten oder Aktivistinnen bewusst sein, wenn wir echte Reformen anstreben.

Sie haben Myanmar 1999 nach Ihrer Freilassung aus dem Gefängnis verlassen – war das die bewusste Entscheidung, ins Exil zu gehen?

Nein, ich habe nie das Exil für mich gewählt. Auch jetzt fühle ich mich nicht als Exilantin, ich bin nur vorübergehend von meinem Land getrennt. Mein Plan ist definitiv, dort-

hin zurückzukehren. Mittlerweile war ich 20 Monate nicht in Myanmar, der längste Zeitraum, an den ich mich erinnere. In der Vergangenheit war es nie mehr als ein Jahr. Meine Überzeugung ist, dass ich vor Ort sein muss, um Veränderungen zu bewirken. Aus diesem Grund lehne ich auch das Exil für mich ab.

Welcher Gefahr wären Sie in Myanmar ausgesetzt?

Jede und jeder in Myanmar ist Risiken ausgesetzt, Ärztinnen und Ärzte, Schriftstellerinnen und Schriftsteller, sogar Kinder. Die Diktatoren lassen vier-, fünfjährige Kinder verhaften, auf deren Eltern sie es eigentlich abgesehen hatten, die aber nicht auffindbar waren.

Sie sind heute Stipendiatin der Martin Roth-Initiative – inwieweit hilft das Programm Ihnen, das Engagement für Menschenrechte in Myanmar aufrechtzuerhalten?

Das Programm ermöglicht es mir gegenwärtig, unter friedlichen Bedingungen zu leben, es hilft mir, mich mit anderen Künstlerinnen und Schriftstellerinnen zu vernetzen. Dank des Stipendiums kann ich mir über meine zukünftige Arbeit Gedanken machen und zugleich von anderen lernen. Gegenwärtig schreibe ich an einer Fortsetzung meines Romans »The Roadmap«, den ich 2010 unter dem Pseudonym Suragamika, mutige Reisende, fertig gestellt habe. Es braucht ein Update, auch für meinen Traum für mein Land. Ich weiß nicht, ob ich Myanmar noch als friedvolle, demokratische Gesellschaft erleben werde, aber ganz sicher kämpfe ich dafür Zeit meines Lebens.

Vielen Dank.

Ma Thida ist Autorin, Aktivistin und Stipendiatin der Martin Roth-Initiative. Patrick Wildermann ist freier Kulturjournalist

i IM EXIL

Politik & Kultur widmete im Juni 2019 dem Thema Exil den Schwerpunkt. Hier kann die Ausgabe nachgelesen werden: bit.ly/2VXcjmu.

i GOETHES WELT

In Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut veröffentlicht Politik & Kultur in jeder Ausgabe einen Beitrag. Dieser Text entstand innerhalb des thematischen Schwerpunkts des Goethe-Instituts zur Unterstützung und zum Schutz gefährdeter Künstlerinnen und Künstler.

Japans Fremdheit und Nähe

Einblick in die Kulturszene des Landes

KLAUS-DIETER LEHMANN

Japan hat jetzt den Vorsitz im G7-Staatenverbund von Deutschland übernommen. Die Themen betreffen nicht nur die Weltwirtschaft, sondern auch die Sicherheit, die Bevölkerungsentwicklung, die Bildung und das Klima. Der G7-Gipfel wird im März 2023 in Hiroshima stattfinden, der Heimatstadt von Premierminister Fumio Kishida. Damit ist Japan als einziger asiatischer Staat in eine Wertegemeinschaft eingebunden, die sich zu Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Freiheit, Nachhaltigkeit und Menschenrechte bekennt – und die auch konkret an den Sanktionen gegenüber Russland aufgrund des Angriffskrieges gegen die Ukraine beteiligt ist. Das ist nicht selbstverständlich. Der Ukraine Konflikt erscheint zunächst als ein europäisches Problem, ausgelöst durch den aufgebauten Druck Russlands gegenüber seinen Nachbarstaaten und auch als eine Folge des Zusammenbruchs der Sowjetunion. Aber das ist nur auf den ersten Blick richtig. Die Auswirkungen sind weit darüber hinaus spürbar. Sie betreffen die immer wieder gestoppten Getreidelieferungen nach Afrika und Asien, die massiven Energieengpässe oder die politischen und militärischen Verschiebungen im globalen Gefüge. Dazu zählen besonders die betonte militärische Partnerschaft Chinas zu Russland, die Unberechenbarkeit Nordkoreas oder die Interventionen des Irans. Japan hat somit ein deutliches Sicherheitsbedürfnis.

Russland und China sind unmittelbare Nachbarn, Taiwan ist ein ständiger Zankapfel, Nordkorea schickt ballistische atomwaffenfähige Raketen über Japan hinweg. Japan ist keine Rüstungsnation und mit seiner eigenen militärischen Ausstattung, die bisher ausschließlich auf Verteidigung ausgerichtet ist, auf den Schutz von Partnern angewiesen. Die Sicherheitsfrage ist aber nicht isoliert als Grundlage der Beziehung zu sehen. Sie ist erheblich breiter, historisch gewachsen und lebendig gepflegt, auf dem Gebiet der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Kultur und der Bildung. Nur darauf kann letztlich eine Wertegemeinschaft bestehen. Derzeit ist ein reger Austausch von politischen Spitzenbegegnungen westlicher Staaten zu beobachten. Das gilt auch für Deutschland. Bundeskanzler Olaf Scholz besuchte Japan zuletzt im April 2022, Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier im November 2022, Minister geben sich derzeit die Türklinke in die Hand. Beide Länder eint industrielle Kompetenz. In beiden Ländern gibt es jeweils mehr als 50 deutsch-japanische Gesellschaften, 800 bilaterale Hochschulkooperationen, Goethe-Institute sind in Tokio, Kyoto und Osaka, deutsche Schulen und Studienaustausch durch den DAAD stärken die Beziehungen.

Schon einmal hatte sich Japan in der Mitte des 19. Jahrhunderts radikal geöffnet und die mittelalterliche Feudalgesellschaft in kürzester Zeit in einen modernen Staat mit westlichen Prinzipien überführt. Nach dem

Zweiten Weltkrieg erlebte Japan ähnlich wie Deutschland ein Wirtschaftswunder. Trotzdem blieb es bei einer restriktiven Einwanderungspolitik. Die extrem niedrige Geburtenrate und die hohe Lebenserwartung führen dazu, dass Japan die älteste Bevölkerung der Welt hat. Das Land hat es aber verstanden, eigene Tradition und westliche Einflüsse erfolgreich zu kombinieren. Sushi, Manga und Anime sind international erfolgreich. Mangas boomen in Deutschland. Viele



KULTUR GLOBAL MIT LEHMANN

der Manga-Verlage finden sich unter den Top 100 deutscher Verlage. Deutschland ist in Europa der drittgrößte Comic-Markt und wächst ungebremst. Frankfurt hat inzwischen zum 22. Mal als feste Größe das Japan-Filmfestival »Nippon Connection« mit über 100 Filmen veranstaltet. Filme junger japanischer Regisseurinnen und Regisseure werden auf den internationalen Filmfestivals von Berlin, Cannes und Venedig präsentiert, aktuell z. B. von Chie Hayakawa, Ken Ichikawa und Koji Fukada. In deutschen Kinos ist derzeit »Das Glücksrad« von Ryūsuke Hamaguchi zu sehen. Eines der weltweit wichtigsten Festivals für zeitgenössisches Theater und Performance, das alle drei Jahre in jeweils einer anderen deutschen Stadt stattfindet, kommt 2023 nach 35 Jahren wieder für zweieinhalb Wochen in die

Rhein-Main-Region, mit 43 Produktionen und mehr als 100 Aufführungen. Frankfurt-Offenbach ist eine Drehscheibe in der Mitte Westeuropas und gleichzeitig einer der größten Transiträume des Kontinents. Die Position der Programmdirektion wurde erstmals über eine offene Ausschreibung an Chiaki Soma und Kyoko Iwaki vom Produktionskollektiv »Arts Commons Tokyo« vergeben. In der Mode ist Yohji Yamamoto einer der erfolgreichsten Designer und japanische Architekten arbeiten weltweit, wie Tadao Andō, Kenzō Tange, SANAA, Kishō Kurokawa. Aber die Kulturbeziehungen sind keine Einbahnstraße.

Das moderne Theater ist in Japan weitverbreitet, neben den traditionellen Formen No und Kabuki. In Tokio finden jährlich 3.000 Theateraufführungen statt. Es ist damit weltweit das größte Zentrum für Theaterkultur. Im Herbst findet mit dem »Tokyo Festival« eines der wichtigsten internationalen Festivals für darstellende Kunst im Stadtteil Ikebukuro statt, mit starker europäischer Beteiligung. Im Ginza-Viertel ist gerade das »Tokyo International Film Festival« (TIFF) zu Ende gegangen. Tokio besticht durch eine Fülle von Galerien und Museen mit Ausstellungen auf höchstem Niveau. Aktuell erlebt Tokyo eine Blüte und Vielfalt von Kunst aus deutschen Sammlungen. Das Museum of Western Art, erbaut von Le Corbusier, konzentriert sich ausschließlich auf westliche Künstler. Derzeit ist das Museum Berggruen zu Gast mit Picasso, Matisse, Klee und Giacometti. Die täglichen Besucherzahlen liegen bei mehr als 2.500 Eintritten, davon viele junge

Menschen. Die Ausstellung geht anschließend nach Kyoto. Im Frühjahr war die Sammlung des Museum Folkwang mit Renoir, Monet, Gauguin dort zu Gast. Gerhard Richter ist im National Museum of Modern Art mit einer umfassenden Werkschau anlässlich seines 90. Geburtstages zu sehen, mit einem Schwerpunkt auf dem Bilderzyklus »Birkenau«. Anschließend geht die Ausstellung nach Nagoya. Eine umfassende Schau zeigt das Museum Ludwig im National Art Center Tokyo. Besonders eindrucksvoll ist die Öffnung zur europäischen Musik. Etwa 20 Prozent des Weltmarktes für klassische Musik befinden sich in Japan. Regelmäßige Konzertreisen der europäischen Spitzenorchester bilden für das japanische Publikum einen festen Bezug. Schon in der Grundschule werden Schüler mit der europäischen Klassik vertraut gemacht. Doch zeigt sich zunehmend ein vitales Interesse beim jungen Publikum für die Indie-Musik, ob akustisch oder elektronisch. Es sind große Netzwerke entstanden mit Acidman, Andymori oder Number Girl, auch international von Musikern wie etwa Tenniscoats, die derzeit in München mit der Hochzeitskapelle und Musikern von The Notwist auftreten.

Auch wenn Japan noch immer durch exotische Fremdheit fasziniert, so ist doch die Begegnung in den verschiedenen Disziplinen von Kultur und Wissenschaft geeignet, Vertrautheit zu schaffen und Vorstellungsmöglichkeiten zu erweitern. Mit einem solchen Beziehungsgeflecht wächst die beiderseitige Kompetenz.

Klaus-Dieter Lehmann ist Kulturmittler. Er war Präsident des Goethe-Instituts und der Stiftung Preußischer Kulturbesitz sowie Generaldirektor der Deutschen Bibliothek

Unverzichtbar für unsere Demokratie

Wie sieht der öffentlich-rechtliche Rundfunk der Zukunft aus?

KATRIN BUDDÉ

Immer wieder wird in der letzten Zeit darüber diskutiert, ob wir den öffentlich-rechtlichen Rundfunk überhaupt noch brauchen. Es sei zu teuer, das Programm gefalle vielen nicht, es gebe zahlreiche Wiederholungen und vieles mehr. Und dann kamen im Sommer auch noch die Vorwürfe gegen die Führungen einiger Landesrundfunkanstalten ans Licht, bei denen es unter anderem um Vetternwirtschaft, Vorteilsnahme im Amt und Gebührenverschwendung geht.

Ja, es ist klar, dass der öffentlich-rechtliche Rundfunk in der Zuständigkeit der Länder liegt. Doch weil er so wichtig für unser Land und unsere Demokratie ist, hat sich der Deutsche Bundestag in einer Aktuellen Stunde mit dem Thema befasst und der Ausschuss für Kultur und Medien hat das Gespräch mit Verantwortlichen der ARD geführt. Bei den aktuellen Vorwürfen handelt es sich um Einzelfälle und nicht um ein systemisches Versagen. Es geht um menschliches Fehlverhalten. Dieses muss schonungslos aufgeklärt werden, nur dann kann verloren gegangenes Vertrauen wiedergewonnen werden. Und es muss Vorsorge getroffen werden, dass eine solche Situation sich möglichst nicht wiederholen kann.

Die Vorwürfe haben aber auch gezeigt, dass der öffentlich-rechtliche

Rundfunk Reformen braucht, die über das hinausgehen, was bis jetzt schon angestoßen wurde.

Es ist gut, dass es bereits konkrete Beschlüsse in den einzelnen Landesrundfunkanstalten zu mehr Compliance, Aufsicht und Kontrolle gibt. Wir brauchen aber mehr Transparenz, mehr nachvollziehbare Entscheidungen durch Gremien. Dabei muss aber die Unabhängigkeit des öffentlich-rechtlichen Rundfunks weiterhin gewährleistet sein.

Und wir müssen über mehr als die Finanzierung und Fehlverhalten reden. Gerade in Krisenzeiten wie dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine, der Coronapandemie und der Zunahme von Fake News sind die Öffentlich-Rechtlichen der Garant für objektive Berichterstattung und Verlässlichkeit. Die Journalistinnen und Journalisten leisten eine wichtige Arbeit vor Ort, teils unter schweren Bedingungen, teils unter Gefahr für ihr eigenes Leben.

Die Kombination aus einem starken öffentlich-rechtlichen und privatem Rundfunk sorgt für Meinungsvielfalt und Meinungsfreiheit in Deutschland. Deshalb müssen wir dieses System erhalten. Das sieht auch die Mehrheit der Abgeordneten im Ausschuss für Kultur und Medien des Deutschen Bundestages so.

Die Medienwelt und das Konsumverhalten haben sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten seit Gründung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks nach dem Zweiten Weltkrieg stark verändert. Auf diese aktuellen Herausforderungen reagieren die Sender schon. Ich



Debatte um die Neuaufstellung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks: Welche Reformen braucht es?

glaube allerdings: Da geht noch mehr. Öffentlich-rechtlicher Rundfunk sind nicht nur »Tatort«, »Quiz-Show« oder Heimatfilm. Es ist sehr viel mehr, nämlich Regionalsender und Kika, Phoenix und Arte, 3Sat und One, ZDF-Info und ZDFneo. Und das alles gibt es im Fernsehen oder in den Mediatheken. Und vergessen werden dürfen auch nicht die zahlreichen Radiosender der Landesrundfunkanstalten, Deutschlandfunk als bundesweiter Sender und der Auslandsender Deutsche Welle mit ihren vielfältigen Programmen.

Doch wie wird die Zukunft des öffentlich-rechtlichen Rundfunks aussehen? Da geht es um zwei verschiedene Aspekte: zum einen um die Struktur, zum anderen um das Programm und seine Erreichbarkeit, seine Interessanz für alle Menschen. Es ist gut, dass inzwischen eine intensive Debatte hierzu entstanden ist. Eines ist jetzt schon klar: Es gibt massive Defizite von Kontrolle und Compliance. Diese müssen schnellstens behoben werden, denn es geht um das Geld der Beitragszahlerinnen und Beitragszahler, um unser aller Geld.

Doch welche Reformen braucht es noch? Klar ist, in der Debatte um die

Neuaufstellung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks darf es keine Tabus, keine Denkverbote geben. Und es reicht auch nicht, wenn sich die Sender Reformen ausdenken oder die Politik. Es braucht hier eine breite gesellschaftliche Debatte. Es muss darum gehen, wie die Aufsichtsgremien besetzt sind, welche Kompetenzen sie mitbringen, welchen Einfluss sie nehmen können. Und es muss darum gehen, wie die Programme gestaltet werden, wie viel bleibt im linearen Fernsehen, was kann in die Mediatheken ausgelagert werden? Wie viele Radiosender brauchen wir? Muss jeder Regionalsender ein eigenes Vollprogramm anbieten? Das sind nur einige Fragen, die in der Zukunft beantwortet werden müssen.

Und was auch wichtig ist, ist die Verbesserung der Arbeitsbedingungen und der Mitbestimmung, für die nicht festangestellten Mitarbeitenden. Sie brauchen eine Perspektive.

Das Internet wird für die Zukunft der öffentlich-rechtlichen Sender eine sehr wichtige Rolle spielen. Vor allem junge Menschen schauen kaum noch Programmfernsehen, oftmals besitzen sie gar keinen Fernseher. Sie nutzen aber die Angebote in den Mediatheken,

hören Radio über Apps auf dem Handy. Zwei Fragen sind für mich geklärt:

1. Der Öffentlich-Rechtliche ist notwendig.
2. Der Öffentlich-Rechtliche ist legitimiert.

Die dritte Frage müssen wir gemeinsam klären. Wie sieht der Öffentlich-Rechtliche der Zukunft aus?

Katrin Budde, MdB ist Vorsitzende des Ausschusses für Kultur und Medien des Deutschen Bundestages

i STIMME AUS DEM PARLAMENT

In der Beitragsreihe »Stimme aus dem Parlament« berichten die Vorsitzende des Kulturausschusses des Europäischen Parlaments, Sabine Verheyen, und die Vorsitzende des Kulturausschusses des Deutschen Bundestages, Katrin Budde, von der Ausschussarbeit. Die bisher erschienenen Beiträge von Katrin Budde können Sie hier nachlesen: bit.ly/3UwtoGoLINKE; bit.ly/3A7J3vp

Wachsende Sorge um die Meinungsfreiheit

Ein medienpolitischer Jahresrückblick auf 2022

HELMUT HARTUNG

Die Sicherung der Medien- und Meinungsfreiheit gehörte zu den prägenden Themen des Medienjahres 2022. Das Jahr begann medienpolitisch mit einer Debatte über den negativen Einfluss demokratiefeindlicher Propaganda und endet mit der Sorge, ob diese wichtigen Stützen der Demokratie durch die Änderung von Besitzverhältnissen und Geschäftsmodellen bei sozialen Netzwerken gefährdet sein könnten. Am 1. Februar hatte die Kommission für Zulassung und Aufsicht (ZAK) der Medienanstalten die Veranstaltung und Verbreitung des Fernsehprogramms »RT DE« in Deutschland beanstandet und untersagt, weil die dafür erforderliche medienrechtliche Zulassung nicht vorlag. Damit bestätigte die ZAK eine Entscheidung der Medienanstalt Berlin-Brandenburg (MABB) vom 22. Dezember 2021, nach der die Verbreitung über den Satelliten eingestellt worden ist. Dieses Verbot, so die Medienanstalten, basiere nicht auf einer inhaltlichen, sondern ausschließlich auf einer medienrechtlichen Bewertung.

Am 1. März beschloss der EU-Ministerrat in der Verordnung 2022/350 dagegen mit einer inhaltlichen Begründung ein Sende- und Verbreitungsverbot für das Nachrichtenportal Sputnik sowie die Programme von RT unter anderem in Deutsch. »Diese Medien spielen eine maßgebliche Rolle, um die Aggressionen gegen die Ukraine mit Nachdruck voranzutreiben und zu unterstützen und die Nachbarländer der Ukraine zu destabilisieren«, so die EU. Die Entscheidung des EU-Rates hat in Deutschland zur Diskussion geführt. Sie mache ihn »mindestens unruhig«, erklärte der Hamburgische Senator für Kultur und Medien, Carsten Brosda. »Wir haben aus guten Gründen die Staatsferne bei der Aufsicht«, erläuterte der SPD-Politiker seine Bedenken. Hier entscheiden »jetzt die Regierungen«. Den russischen Propagandamedien gelang es teilweise, die Sperren zu umgehen und mit den Inhalten weiter im Netz präsent zu sein.

Aus einer anderen Perspektive traten am 28. Oktober mögliche Gefahren der Einschränkung der Meinungsfreiheit in das öffentliche Bewusstsein: Elon Musk hatte Twitter für 44 Milliarden Dollar gekauft. Erstmals entscheidet eine Einzelperson, ohne Aufsichtsgremium, über die Inhalte eines Mediums. Nicht nur beim Verbot russischer Propagandamedien, sondern auch bei

drei weiteren Gesetzesinitiativen der EU stand die Sorge um die demokratische Meinungsbildung im Vordergrund. Mit dem Gesetz über digitale Dienste (DSA) will die EU Internetkonzerne dazu verpflichten, schneller und besser gegen Hetze, Desinformation und gefälschte Produkte vorzugehen. Dafür wurden verbindliche Regeln nach dem Prinzip festgeschrieben: Was offline unrechtmäßig ist, soll es auch online sein. Da nur wenige Konzerne die digitalen Märkte und damit die Verbreitung von Inhalten als sogenannte Gatekeeper bestimmen und mit ihrer riesigen Marktmacht dominieren, ist es das Ziel des Digital Markets Act (DMA), fairen Wettbewerb zu ermöglichen und die Eintrittshürden in die Märkte zu verringern.

Mit dem European Media Freedom Act (EMFA) initiierte die EU im September ein weiteres Regelwerk mit hoher Relevanz für die Medienbranche. Medienpolitiker, Verbände und Medienunternehmen sehen diese neue Verordnung jedoch kritisch. Sie warnen vor einer Harmonisierung im Binnenmarkt zu lasten funktionierender Systeme in den Mitgliedstaaten. Zudem müsse das Prinzip der Staatsferne bei der Medienaufsicht durchgehend abgebildet sein.

Weitere wichtige medienpolitische Ereignisse und Entscheidungen 2022:

RTL kauft Magazinmarken von G+J

Seit 1. Januar 2022 gehören die Magazinmarken von Gruner + Jahr zu RTL. Der Kaufpreis betrug nach Angaben des Senders 230 Millionen Euro. So will sich die Bertelsmann-Tochter im Kampf gegen internationale Streaming-Anbieter stärken. Damit gehören bekannte Magazin-Titel wie »Stern«, »Brigitte« oder »Geo« von nun an zu RTL, und der Fernsehsender plant mit dieser Akquise, der Konkurrenz von internationalen Streaming-Anbietern etwas entgegenzusetzen. Im September hatte Thomas Rabe, Bertelsmann- und RTL-Chef, angekündigt, das Magazin-Geschäft von Gruner + Jahr zur Disposition zu stellen. Das Magazingeschäft stehe »aktuell besonders unter Druck«, deshalb »werde das Titelportfolio überprüft und nur solche Titel mit RTL zusammengeführt, die synergetisch sind«, sagt Rabe.

23. Bericht der Kommission zur Ermittlung des Finanzbedarfs der Rundfunkanstalten (KEF)

Der 23. Bericht der Kommission zur Ermittlung des Finanzbedarfs der Rund-

funkanstalten (KEF) sieht keine Veränderungen beim Rundfunkbeitrag vor. Ein Ausgleich für den Ausfall aus der verzögerten Beitragsanpassung mit rund 224,3 Millionen Euro erfolgte nicht. Die KEF verweist darauf, dass die Kosten für Telemedien und Livestreams auch in der Periode 2021 bis 2024 »erheblich« ansteigen. Die erhöhten Aufwendungen sind vor allem auf eine Ausweitung des Angebots, auf einen höheren Verbreitungsaufwand aufgrund steigender Nutzungszahlen und höherer Video-Qualität (HD) sowie in geringerem Maße auf die Erweiterung der barrierefreien Angebote zurückzuführen. Innerhalb von zwei Jahren, so die KEF, kletterte der angemeldete Aufwand für Telemedien um 225,0 Millionen Euro (16,4%).

ARD und ZDF nahmen zudem mehr Geld mit dem Rundfunkbeitrag ein. 8,42 Milliarden Euro landeten 2021 an Erträgen aus dem Rundfunkbeitrag auf dem Konto von ARD, ZDF und Deutschlandradio. Im Vergleich zum Vorjahr bedeutet das einen Zuwachs von 3,8 Prozent. Hauptgrund für den Anstieg war die vom Bundesverfassungsgericht beschlossene Anpassung des Rundfunkbeitrags.

Unterzeichnung des Entwurfs des 3. Medienänderungsstaatsvertrages

Am 2. Juni hatte die Ministerpräsidentenkonferenz der Länder dem Entwurf des novellierten Medienstaatsvertrages zur Reform des öffentlich-rechtlichen Rundfunks ihre Zustimmung gegeben. Eine der kontrovers diskutierten Passagen war die Formulierung zum Unterhaltungsangebot: »Die öffentlich-rechtlichen Angebote haben der Kultur, Bildung, Information und Beratung zu dienen. Unterhaltung, die einem öffentlich-rechtlichen Profil entspricht, ist Teil des Auftrags.« Das bedeutet, dass nur die Unterhaltungssendungen, die einem solchen Profil entsprechen, künftig im Programm angeboten werden dürfen. Neben der Flexibilisierung des Programmangebotes und der damit verbundenen deutlich reduzierten Beauftragung von linearen Angeboten finden sich wichtige Änderungen im § 31 zu den Aufgaben der Rundfunk- und Fernseherte. So sollen die zuständigen Gremien künftig über die »Erfüllung des Auftrags sowie über eine wirtschaftliche und sparsame Haushalts- und Wirtschaftsführung« wachen.

Skandal: Missbrauch von Beitragsgeldern im RBB

Das Online-Portal »Business Insider« hatte Ende Juni erstmals über Vorwürfe

gegen die RBB-Intendantin Patricia Schlesinger und die Leitung berichtet. Ihr wird Vetternwirtschaft, Vorteilsnahme und Verschwendung vorgeworfen. Schlesinger selbst weist alle Vorwürfe zurück. Der RBB-Rundfunkrat hat sie als Intendantin abberufen, die Vorsitzende des Rundfunkrates sowie der Vorsitzende des Verwaltungsbeirates traten zurück, es wurde eine Interimsintendantin gewählt. Zudem ermittelt die Generalstaatsanwaltschaft Berlin. Die Missstände beim RBB haben eine Vertrauenskrise des öffentlich-rechtlichen Rundfunks ausgelöst und die Forderungen nach einer grundlegenden Reform verstärkt.

Bundesrat fordert schnelle Presseförderung

Der Bundesrat forderte, auf Anregung mehrerer Länder am 21. September, die Bundesregierung auf, schnellstmöglich Maßnahmen zu ergreifen, um die flächendeckende Versorgung mit Presseerzeugnissen weiterhin gewährleisten zu können. Die Zustellung von periodischen Presseerzeugnissen wird vor allem in ländlichen Gebieten problematischer. Sinkende Auflagen, höhere Papierpreise und steigende Energie- und Spritkosten führen bei der Belieferung der Abo-Kunden zu immer höherem finanziellem Aufwand. Dadurch werden zunehmend mehr Zustellgebiete unwirtschaftlich. Hinzu kommt eine seit Oktober 2022 deutliche Erhöhung der Lohnkosten, die weitere negative Auswirkungen für die Verlage mit sich bringen wird. Nach einer Studie vom Mai 2020 sind bis 2025 40 Prozent der Regionen Deutschlands nicht mehr kostendeckend mit Presseerzeugnissen zu versorgen. Das betrifft fast 5 Millionen Bürger.

ARD Kultur gestartet

Am 26. Oktober startete die ARD, drei Jahre nach dem ZDF, ein eigenes Kulturportal. Karola Wille, MDR-Intendantin und eine der Initiatorinnen von ARD Kultur betonte, dass das Portal den Kulturauftrag umsetze und den öffentlich-rechtlichen Markenkern in einer Zeit tiefer Krisen stärke. Insgesamt hat der MDR knapp fünf Millionen Euro eingeplant. Zum Start standen ca. 150 Beiträge – Video und Audio – im Portal. Die Abstimmung über Portalinhalte erfolgt im Dialog mit den Landesrundfunkanstalten, die die Beiträge auch auf Laufzeiten-Rechte prüfen. Letztendlich liegt die Entscheidung jedoch bei ARD Kultur. Die

Redaktion orientiere sich bei ihren Inhalten, so Wille, an der Definition des Medienstaatsvertrages.

Rede Tom Buhrows in Hamburg

Tom Buhrow, Intendant des Westdeutschen Rundfunks (WDR) und amtierender ARD-Vorsitzender, hat sich am 2. November in einer Rede vor dem Verein Übersee-Club in Hamburg für eine große Rundfunk-Reform und einen neuen Gesellschaftsvertrag für die öffentlich-rechtlichen Sender ausgesprochen. Der Intendant, der ausdrücklich als »Privatmann« sprach und mehr Fragen aufwarf, als Antworten gab, plädierte für einen »Runden Tisch« und forderte die Länder zu mehr Reformmut auf. Seine Idee einer Strukturreform sieht möglicherweise nur einen nationalen TV-Sender vor und eine Reduzierung der Landesrundfunkanstalten. Heike Raab, die Koordinatorin der Medienpolitik der Länder, hat gegenüber der »Süddeutschen Zeitung« ihre Verwunderung gezeigt, dass der ARD-Vorsitzende nicht in der Rundfunkkommission der Länder am 19. Oktober seine Überlegungen eingebracht habe. Die dort eingeladenen Intendanten hatten, trotz Aufforderung, keine Reformvorschläge präsentiert.

Tech-Konzerne mit gebremstem Wachstum

Zum Jahresende gab es mehrere Berichte über Stellenabbau und zurückgehende Umsätze bei Tech-Konzernen, hauptsächlich wegen rückläufiger Werbeumsätze. So will Amazon mehr als 10.000 Mitarbeitende entlassen. Die Coronapandemie hatte bei vielen Digitalkonzernen für eine Sonderkonjunktur gesorgt, deren Höhepunkt wohl überschritten ist. So kündete die Google-Mutter Alphabet bereits im Sommer an, das Einstellen neuer Personals zu verlangsamen. Meta, der Facebook-Mutterkonzern, plant den größten Stellenabbau in der Geschichte des Unternehmens: rund 13 Prozent der Belegschaft sind betroffen. Die Entwicklung des »Metaverse« soll das Unternehmen Milliarden kosten, ohne das Profit absehbar ist. Elon Musk hat bei Twitter die Hälfte der 6.000 Twitter-Mitarbeitenden entlassen. Trotz aller Probleme schreiben diese Unternehmen weiterhin schwarze Zahlen und verdienen Geld. Im dritten Quartal waren es bei Microsoft, Amazon, Facebook und Alphabet insgesamt 38,8 Milliarden Dollar.

Helmut Hartung ist Chefredakteur von medienpolitik.net



nmz media
... das Auge hört mit.

Musik im Film – unsere Dokus und Mitschnitte für Sie kostenlos auf nmz.de
aktuell: „klangpol – Carl von Ossietzky Universität Oldenburg“

Aus Freude am Forschen

Christoph Markschies auf den Spuren des antiken Christentums

ANDREAS KOLB

An dieser Stelle porträtierten wir im Oktober 2022 die französische Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy. Das kam nicht von ungefähr, denn für ihre Expertise und ihren Einsatz für das Thema Kunstraub und Provenienzforschung erhielt Bénédicte Savoy damals die höchste Auszeichnung des Deutschen Kulturrates, den Deutschen Kulturpolitikpreis. Die Laudatio hielt kein Geringerer als der Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der evangelische Theologe und Professor für antikes Christentum, Christoph Markschies. Dass er ausgewählt wurde, ist kein Zufall: »Ich leite ein Forschungszentrum über Zeit. Es geht um Konzeption und Erfahrung antiker Menschen von und mit Zeit. Da spielen Objekte eine Rolle und die Zeit von Objekten: Eine antike Sonnenuhr sagt etwas darüber, wie antike Menschen Zeit empfunden haben. Dadurch dass sie heute im Schlosspark in Potsdam Sanssouci steht, sagt sie auch etwas über die Zeit Friedrich des Großen, in der sie an diesen Platz gestellt wurde. Die meisten Objekte haben aber eine Zeit vor ihrer Zeit in Deutschland, in deutschen Museen, Schlössern und Parks. Wenn Sie sich mit der Zeit von Objekten beschäftigen, kommt man automatisch auf Bénédicte Savoy. Es hat sich wie von selbst ergeben, dass wir bei unserem Forschungsprojekt ihre Hilfe nicht nur gebraucht haben, sondern diese in ganz reizend freundlicher Weise von ihr bekommen haben.«

Kaum zwei Monate später ist der Laudator, der zwischen 2006 und 2010 Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin war, seit 2015 Leiter des Berliner Instituts Kirche und Judentum, und seit nunmehr zwei Jahren Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, selbst Gegenstand eines Porträts in Politik & Kultur. Christoph Markschies stammt aus Berlin-Dahlem, wo er als junger Mensch noch Predigten von Helmut Gollwitzer und Kurt Scharf hören konnte, beides führende Mitglieder der Bekennenden Kirche im nationalsozialistischen Deutschland. Zum Thema familiäre Herkunft und Berufswahl meint Markschies: »Meine Mutter war eine kluge Lehrerin für Deutsch und Geschichte und wurde dann Mutter – wie sich das in den 1950er Jahren schickte.« Sein Vater war

zunächst nicht das direkte »Role Model« für den späteren Theologen und Historiker: »Er war zuallererst Literaturwissenschaftler, der die Hermeneutik liebte. Als er 1991 meine Dissertation über Valentinus zur Hand nahm – eine Kommentierung von zwölf sehr schwierigen Fragmenten und weiteren Texten –, sagte er zu mir: »sehr philologisch.« Markschies' Interesse als Heranwachsender galt vor allem dem Fach Geschichte. Den Leistungskurs Geschichte am Gymnasium absolvierte er mit »unglaublichem Spaß« und auch Erfolg: Als 18-Jähriger erhielt er 1980 den Preis des Bundespräsidenten im Bundeswettbewerb »Geschichte«.

Als dann die Studienwahl anstand, merkte er, dass er wesentlich breitere Interessen hatte: »Ich kommuniziere sehr gerne mit Menschen, beschäftige mich gerne mit metahistorischen Voraussetzungen von Geschichte: »Warum handelt etwas in der Zeit?« oder »Sind Menschen autonom oder determiniert?«. Ich dachte, mit all diesen Fragen kannst du dich am schönsten auseinandersetzen, wenn du Theologie

Zwischen Forschung und Praxis, Kanzel und Katheder

studierst. Philologie war auch dabei, Hebräisch, Griechisch, Syrisch, Koptisch, Studien nicht nur zum Alten wie zum Neuen Testament.«

Gegen Ende des Studiums hatte sich folgerichtig ergeben, dass die Geschichte des Christentums im Umfeld der Religionen sein zentrales Forschungs-, ja Lebensthema wurde. Dass Christoph Markschies als ordiniertes Pfarrer regelmäßig in Berliner Kirchen predigt, ist für den Wissenschaftler kein Widerspruch. »Ich forsche über Religion und bin praktisch im Bereich der Religion tätig. Die Kombination von Theorie und Praxis gehört seit dem Mittelalter zur Universität und zeichnet später die Humboldt'sche Universitätsreform aus.« Um es ganz groß aufhängen zu wollen: Markschies will gemäß dem Credo des Akademiegründers Gottfried Wilhelm Leibniz die Theorie mit der Praxis verbinden.

Seit seiner Habilitation 1994 ist die Vita des Wissenschaftlers Markschies eine temporeiche Karriere mit Stationen an den Universitäten in Tübingen, Jena, Heidelberg und Berlin, aber auch Gastauftritten in Frankfurt, Jerusalem, Oxford und Princeton – um nur einige zu nennen. Ein Eindruck von Rastlosigkeit, Disziplin und enormem Fleiß drängt sich auf. Doch beim Studium seiner Vita sticht ein Punkt ins Auge, der nach Müßiggang aussieht, und der den lebensfrohen, im besten lutherischen Sinne sinnlich-genussfähigen Theologen und Humanisten offenbart: Markschies' Italienreise im Jahr 1980, direkt nach dem Abitur, hatte Folgen bis heute.

»Ich war auf einem altsprachlichen Gymnasium: Es lag nahe, sich alles mal anzuschauen, was wir aus den Büchern kannten. Als es darum ging, wohin die eigene Reise nach der offiziellen Klassenfahrt gemacht werden sollte, meinte unser Griechischlehrer: »Akropolis ist steriler Spargel, fahren Sie nach Paestum. In Paestum lastet das Kapitell noch unterm Gebäck.« Paestum gehört als UNESCO-Weltkulturerbestätte zu den wichtigsten Ausgrabungsorten mit Tempel, Amphitheater und Stadtmauer aus römischer und griechischer Zeit.

Und noch ein Lehrer hatte Einfluss auf Christoph Markschies: sein Kunstlehrer Claus Korch. »Ein Neorealismus im guten Sinne«, wie er sich erinnert. Korch hatte den gesamten Oberstufenkurs als Kunstgeschichtsseminar über Florenz gehalten. Das hieß: »Florenz mussten wir sehen. Der Sohn des Griechischlehrers war in einem Berliner Reisebüro tätig und hat uns die Bahnreise in die Toskana und in die Campagna organisiert.« Aus dieser impuls- und ereignisreichen Zeit stammt auch Markschies' Vorsatz, jedes Jahr einmal nach Italien zu reisen, den er weiter versucht umzusetzen.

Betrachtet man die Forschungsschwerpunkte von Markschies, insbesondere Gnosis, Montanismus und Paganer Philosophie in der christlichen Theologie, dann beschleicht einen das Gefühl, dass sich Markschies vor allem für Abweichler, Häretiker, vielleicht auch für Menschen, die einen anderen Weg gehen als der Mainstream, interessiert. Er widerspricht: »Nicht nur Abweichler. Mir ist es völlig egal, ob es Abweichler sind oder nicht. Es ist reine Neugier. Viele meiner Fragen entstehen aus Neugier



Jeden Tag ein Gefühl von Freiheit: Christoph Markschies

und aus Freude am Forschen. Mit Gnosis habe ich mich beschäftigt, weil ich wissen wollte, wie hat sich die antike Philosophie auf das Christentum et vice versa eingelassen? Wie war das mit Platonismus und Christentum? Mit Montanismus habe ich mich beschäftigt, weil ich es irre fand, dass mitten in Kleinasien Leute lebten, die gesagt haben, hier kommt das himmlische Jerusalem herunter. Da würde man doch nicht an einen kleinen Ort, sondern an das irdische Jerusalem selbst denken. Beim Paganismus, einem anderen und auch nicht sehr freundlichen Wort für Heidentum, interessiert mich ein religiöser Kosmos. Anders gesagt das Thema »Cafeteria-Religiosität« nach dem Motto, wenn mich das Hauptgericht nicht interessiert, kann ich ja auch nur Vor- und Nachspeise verspeisen: Am Schabbes gehe ich in die Synagoge, sonntags in die Kathedrale, später in der Woche auf ein religiöses Volksfest der Apolloanhänger. Dieses antike Amalgam von Religionen, das interessiert mich.«

Auf der Kanzel spielt Forschung keine Rolle: »Kanzel ist nicht Katheder. Auf der Kanzel ist mir ganz wichtig: Ermütigung. Stärkung, dass man fröhlicher und getroster aus der Kirche geht: »Auferbauung« heißt es beim Apostel Paulus.« Auf das Besondere an seinem jüngsten Job an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften angesprochen, sagt der Präsident: »Erst mal muss man Müntefering widersprechen. Das ist das schönste Amt nach Papst. Und zwar deswegen, weil es in dem häufig sehr reglementierten

akademischen Betrieb mit viel Freiheit verbunden ist. Die Akademie ist eine Großforschungseinrichtung, die sich mit kulturellem Erbe beschäftigt: griechische und lateinische Inschriften, Uwe Johnson, Bernd Alois Zimmermann, Marx und Engels, die Regesten mittelalterlicher Kaiser, Leibniz Edition, Edition der beiden Humboldts – der ganze bunte Strauß des zweitweitesten kulturellen Erbes. Gleichzeitig ist die Akademie der Wissenschaften ein großes Netzwerk zur Gesellschafts- und Politikberatung. Da geht es um Fragen, wie eigentlich die Zukunft nach Corona zu gestalten wäre. Zuletzt sind wir Großkommunikationsagentur für Wissenschaft: Mitte November diskutierte beispielsweise Karl Lauterbach mit der Ethikratsvorsitzenden Alena Buyx – das Haus hat gebrummt, auch weil wir uns als offenes Haus verstehen.«

Christoph Markschies ist sich seines Glücks bewusst, für die dritte Phase der Berufsarbeit eine derartige Traumstelle angeboten bekommen zu haben: »Das ist ein unglaublich spannender und anregender Kosmos, der von unseren Mitgliedern, die sich frei ergänzen dürfen, getragen wird. Wir dürfen wählen, wen wir wollen. Und Bund wie Länder unterstützen uns freundlich. Zudem habe er noch nie so tolle, engagierte Mitarbeiter gehabt, ungefähr 400 an der Zahl. Jeden Tag, wenn ich die Akademie betreue, ist das ein Gefühl von Freiheit.«

Andreas Kolb ist Redakteur von Politik & Kultur

Traumata lindern

Demokratische Gedenkkultur in Spanien

JOHANN HINRICH CLAUSSEN

Wenn man sich von den eigenen Problemen daheim überfordert fühlt, kann einem der Blick über den Gartenzaun Entlastung verschaffen. Man sieht: Die Nachbarn stehen vor sehr ähnlichen Problemen oder gar vor viel größeren. Beispielsweise beim Umgang mit vergifteten Erbstücken in ihren Kirchen. Seit einiger Zeit habe ich zu tun mit judenfeindlichen Schmähskulpturen oder Passionsdarstellungen oder NS-Symbolen auf Glocken. Ein Clip auf der Website von »El Pais« zeigte mir aber kürzlich, dass sich dieses Thema in Spanien viel dramatischer darstellt.

Der Clip wurde mitten in einer Novembernacht aufgenommen. Stockfinster ist es. Man sieht nur eine verschlossene Kirchentür. Dahinter aber verursacht jemand massiven

Baulärm. Es wird gebohrt und gehämmert. Dann fährt ein Bestattungswagen durch das Portal. Einige gutbürgerlich gewandete Damen stehen in der nachfinsternen StraÙe, klatschen und jubeln dem Wagen hinterher. Auf der anderen StraÙenseite steht eine Dame im gleichen Alter und schreit zornig ihren Protest über den menschenleeren Kirchplatz. Was ist hier los?

Im Oktober wurde in Spanien ein Gesetz für eine demokratische Gedenkkultur erlassen, das auch den Umgang mit Erbstücken des Franco-Regimes regeln soll. Hier war all die Jahrzehnte lang kaum etwas geschehen. Das neue Gesetz hat unmittelbare Auswirkungen auf die katholischen Kirchen im Land. So auch auf die Basilika in La Macarena, einem Stadtteil von Sevilla. Denn hier befand sich direkt vor dem Altar das Grab

von Queipo de Llano und seiner Frau. Große, würdevolle Grabplatten wiesen darauf hin. Man konnte nicht zur Eucharistie gehen, ohne diesem Ehepaar sehr nahe zu kommen.

Queipo de Llano war einer der berüchtigtsten Massenmörder des Spanischen Bürgerkriegs. Mit einer List und mit unfassbarer Brutalität eroberte er die andalusische Stadt für



CLAUSSENS KULTURKANZEL

den Franco-Faschismus, obwohl hier die Arbeiterschaft sehr stark war. Etwa 45.000 Menschen verloren in dem Terror, den er entfaltete, ihr Leben. Die meisten von ihnen wurden irgendwo verscharrt, wie Hunde. Erst in den vergangenen Jahren haben Aktivisten begonnen, die verstreuten Massengräber zu untersuchen, die Namen der Ermordeten zu recherchieren und ihre Überreste

menschenwürdig zu bestatten. Das war ein kleiner, aber wichtiger Beitrag dazu, die Traumata vieler Familien zu heilen oder zumindest zu lindern.

Als Queipo de Llano 1951 starb, wurde er mit hohen staatlichen und kirchlichen Ehren in einer katholischen Kirche, und zwar direkt vor dem Allerheiligsten bestattet. Niemand schien sich daran zu stören, bis das neue Gesetz die Bruderschaft dieser Kirche zum Handeln zwang. In einer Nacht-und-Nebel-Aktion ließen sie das Grab aufstemmen, herausholen, was noch darin war, und es auf einen örtlichen Friedhof verbringen. Anschließend wurde die Lücke geschlossen und ein Teppich über den Ort der Schande gelegt – als sei das Problem damit erledigt. Die Brüder scheinen nicht gehört zu haben, was die Aktivistin Paqui Maqueda in dieser Nacht gerufen hatte: »Endlich! Gegen die Straflosigkeit der Franco-Faschisten! Heute wird eine Schuld beglichen!«

Was wie eine anachronistische Obskurität erscheint, ist kein Sonderfall. Auch Francisco Bohórquez, ein Bürgerkriegskumpan von Queipo de

Llano, der ebenfalls in der Basilika von La Macarena lag, wurde exhumiert. Und in Toledo wurde gerade eine Krypta gesperrt, in der Milans del Bosch begraben liegt. Dieser Franco-Faschist hatte 1981 am Putschversuch von General Tejero teilgenommen. Die Öffentlichkeit kann sein Grab nun nicht mehr besuchen. Aber es heißt, dass weiterhin Messen für ihn gelesen werden. Der größte dieser Fälle dagegen wurde schon vor zwei Jahren abgeschlossen. Die Überreste von Franco wurden aus seinem bombastischen Ehrengrab entfernt und auf einen normalen Friedhof gebracht. Angehörige und Anhänger versuchten, das makabre Schauspiel zu einem Weiheakt aufzublasen. Katholische Priester halfen ihnen dabei. Es ist nicht überliefert, dass es vor oder nach diesen Exhumierungen von Kriegsverbrechern und Diktaturterroren zu tieferen, gar selbstkritischen Reflexionen gekommen wäre.

Johann Hinrich Claussen ist Kulturbeauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland

ZUR PERSON ...

Neuer Vorstand von ICOM Deutschland gewählt

Die Mitgliederversammlung von ICOM Deutschland hat Anfang November im Rahmen der Jahrestagung in Berlin einen neuen Vorstand für die Amtsperiode 2023 bis 2025 gewählt. Die geschäftsführende Direktorin des Europäischen Hansemuseums, Felicia Sternfeld, wird neue Präsidentin des deutschen Nationalkomitees des Internationalen Museumsrates ICOM. Die neuen Vorstandsmitglieder sind Joachim Baur, Die Exponanten Berlin, Dominik Busch, Staatliche Kunsthalle Baden-Baden, Claudia Emmert, Zepelin Museum Friedrichshafen, Alina Gromova, Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum, Suy Lan Hopmann, Behörde für Kultur und Medien Hamburg, und Gülşah Stapel, Stiftung Berliner Mauer.

Falko Mohrs ist neuer Niedersächsischer Minister für Wissenschaft und Kultur

Niedersachsen hat einen neuen Minister für Wissenschaft und Kultur: Falko Mohrs ist zum Nachfolger von Björn Thümler ernannt worden. Mohrs war seit 2017 direkt gewähltes Mitglied des Deutschen Bundestages und Mitglied im Ausschuss für Wirtschaft und Energie, im Unterausschuss Regionale Wirtschaftsförderung sowie im Ausschuss Digitale Agenda. Dieses Amt hat er nach den geltenden Regeln niedergelegt.

Sonia Simmenauer wird Präsidentin des Bundesverbandes der Konzert- und Veranstaltungswirtschaft

Auf seiner Mitgliederversammlung Anfang November in Berlin hat der Bundesverband der Konzert- und Veranstaltungswirtschaft (BDKV) einen neuen Vorstand gewählt. Neue Präsidentin wird die Kulturmanagerin, Publizistin und Impresaria Sonia Simmenauer. Mir ihrer Agentur vertritt sie eine Reihe der weltweit bedeutendsten Kammermusikensembles und Solisten. Gemeinsam mit Johannes Everke, der ab 1. Januar 2023 die Geschäftsführung übernimmt, wird der BDKV ab 2023 in neuer Besetzung die Interessen der Verbandsmitglieder vertreten.

Zwei Intendantinnen fürs Staatstheater Wiesbaden

Dorothea Hartmann und Beate Heine werden die neuen Intendantinnen des Hessischen Staatstheaters Wiesbaden. Das haben die hessische Kunst- und Kulturministerin Angela Dorn und Wiesbadens Oberbürgermeister Gert-Uwe Mende Mitte November in der Landeshauptstadt bekannt gegeben. Der Wechsel erfolgt zum Beginn der Spielzeit 2024/2025. Hartmann und Heine werden das Haus als künstlerische Doppelspitze leiten, gemeinsam mit dem Geschäftsführenden Direktor Holger von Berg. Sie sollen zunächst einen Fünfjahresvertrag erhalten.

Emine Sevgi Özdamar erhält Georg-Büchner-Preis 2022

Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung verleiht den Georg-Büchner-Preis 2022 an die Schriftstellerin Emine Sevgi Özdamar. »Einst aus der Türkei ins geteilte Berlin gekommen, bereichert Özdamar seit über drei Jahrzehnten die deutschsprachige Literaturszene mit ihren Romanen, Erzählungen und Theaterstücken, zuletzt mit dem Opus magnum »Ein von Schatten begrenzter Raum«, so die Jury. Der Preis ist mit 50.000 Euro dotiert. Finanziert wird die seit 1951 verliehene Auszeichnung von der Staatsministerin für Kultur und Medien, dem Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst sowie der Stadt Darmstadt.

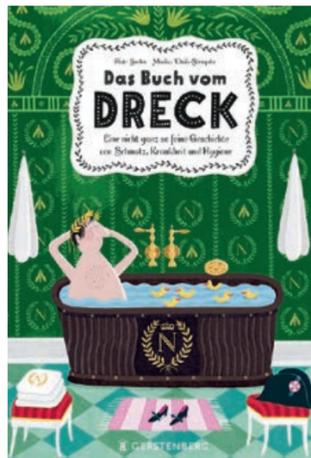
Kulturgeschichte der Körperpflege

Von römischen Thermen bis zur Staubsaugertoilette

Händewaschen, Zähneputzen, Duschen, Baden, Deo, Toilettenbenutzung – alle diese Dinge sind für uns selbstverständlich und gehören zur täglichen Routine. Seit Beginn der Coronapandemie ist das Thema Hygiene zudem hochaktuell: Von allen Seiten regnete es Anweisungen zum Gebrauch von Desinfektionsmitteln, Abstandhalten und dem richtigen Händewaschen. Höchste Zeit also, darüber nachzudenken (und zu lesen), wo diese Hygienemaßnahmen ihren Ursprung haben. »Das Buch vom Dreck« führt durch die jahrtausendealte Geschichte von Schmutz, Krankheit und Hygiene – von den alten Ägyptern bis in unsere Zeit. Wann wurde die Toilette erfunden? Und wann die Berliner Kanalisation? Woraus stellten die Frauen der griechischen und römischen Antike Cremes und Rouge her? Wie waschen sich Astronauten im Weltall? Wie gesundheitsgefährdend waren frühere Schönheitspraktiken? Wo wurde sich rasiert und enthaart, wo gedieh die Behaarung ungehindert? Die »nicht ganz so feine Geschichte von Schmutz, Krankheit und Hygiene« von Piotr Socha und Monika Utnik-Strugała liefert Antworten auf diese Fragen und mehr. Wie unterschiedlich Körperpflege im Laufe der Zeit wahrgenommen wurde, zeigen dabei gleich zu Beginn Zitate wie »Wo alle stinken, riecht keiner« von dem heiligen Bernhard von Clairvaux

(um 1090–1153) sowie »Seife und Wasser formen den Charakter«, ein Slogan des US-amerikanischen Hygiene-Instituts in den 1920er Jahren. Das Sachbuch ist aber vor allem auch etwas für das Auge: Die kunterbunten Illustrationen von Piotr Socha zeichnen eine amüsante Kulturgeschichte des Drecks und der Körperpflege, eine Reise durch die Zeit und die Welt von religiösen Baderitualen über Saunakultur bis ins Krankenhaus, von römischen Thermen bis zur Staubsaugertoilette im Weltall. Die großen Illustrationen und kurzweiligen Texte machen das Buch empfehlenswert für Jung und Alt. *Maika Karnebogen*

Piotr Socha und Monika Utnik-Strugała. Das Buch vom Dreck. Eine nicht ganz so feine Geschichte von Schmutz, Krankheit und Hygiene. Hildesheim 2022



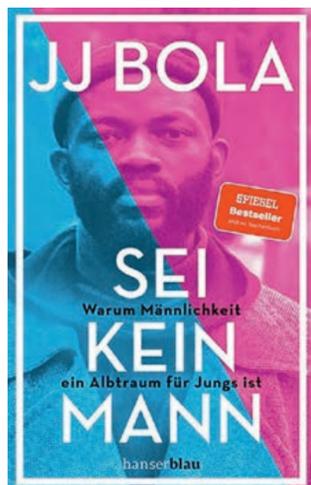
Mehr als eine Männlichkeit

Eine scharfsinnige Kritik

Sei ein Mann! Reiß dich zusammen! Ein echter Mann weint nicht. Sätze wie diese sind leider keine Ausnahme. Diese Form der »toxic masculinity« ist auch heutzutage noch tief in unserer Gesellschaft verankert. JJ Bola hat sich mit dem Konzept der Männlichkeit intensiv auseinandergesetzt und beschreibt in seinem Buch »Sei kein Mann. Warum Männlichkeit ein Albtraum für Jungs ist« sehr anschaulich, welche negativen Einflüsse das Konzept auf uns haben kann. Der Autor und Aktivist ist in Kinshasa im Kongo geboren. Mit sechs Jahren flüchtete er nach London, wo er aufwuchs und studierte. Heute setzt er sich gegen Rassismus ein und engagiert sich zudem im Themenbereich Migrationserfahrungen und Männlichkeit. In seinem Buch bezieht JJ Bola Stellung zu den unterschiedlichsten Teilaspekten der Männlichkeit und nimmt hierfür unter anderem auch eine nichtwestliche Perspektive ein. Dabei scheut er auch bedrückendere Themen nicht. Er spricht z. B. über psychische Gesundheit, männliche Gewalt, Geschlechtergleichstellung, Liebe und Sex, aber auch über Männlichkeit in der Politik und im Sport. In einem weiteren Kapitel widmet er sich einem höchst aktuellen Thema, nämlich Männlichkeit in Zeiten von Social Media. Genauer geht er der Frage nach, was unsere Auffassung von Männlichkeit für Jungs in der heutigen Zeit bedeutet. Dafür unter-

sucht er die Grundstrukturen des Patriarchats und versucht die momentan herrschenden Ideologien und hierarchischen Strukturen in Bezug auf die Rolle und Position von Männern zu erläutern. Seiner Meinung nach hat das Patriarchat noch heute Auswirkungen auf die Familie, das Bildungssystem und die Mainstream-Medien. Schon kleine Jungs müssen sich die Frage stellen, was es heißt, ein »echter Mann« zu sein. Gerade deshalb ist es so wichtig zu zeigen, dass es nicht eine, sondern viele Männlichkeiten gibt. *Najua Tarhini*

JJ Bola. Sei kein Mann. Warum Männlichkeit ein Albtraum für Jungs ist. München 2022



Nachhaltiges Museum

Argumente und Mittel

Nachhaltigkeit« wird in der Energiekrise auf allen Ebenen diskutiert. Was bedeutet Nachhaltigkeit im Museum? In seiner Publikation »Das nachhaltige Museum« versteht Christopher J. Garthe Museen als gesellschaftliche Akteure und entdeckt gerade in diesen komplexen Institutionen ein herausragendes Potenzial für eine nachhaltige Transformation. Seine Vision: Museen als »Multiplikatoren für Nachhaltigkeit in lokaler und globaler Dimension«. Ausgehend von einem Nachhaltigkeitsbegriff, der ökologische genau wie strukturelle und soziale Dimensionen umfasst, legt er im bestehenden Museumsbetrieb Ansatzpunkte für eine nachhaltige Transformation frei. Der explorative Ansatz soll auch utopische Gedanken außerhalb festgefahrener Strukturen zulassen.

Zu Beginn stellt Garthe das Museum im Wandel und Meilensteine der Nachhaltigkeitsidee vor. Aus den Schnittstellen entwickelt der Autor seine Vision des nachhaltigen Museums und stellt drei Hebel für die Transformation heraus. Der zweite Teil geht auf einzelne Praxisbereiche in Museen ein und zeigt Optimierungsansätze. So könne etwa durch die Umstrukturierung des Bereichs Verwaltung und Betrieb eine erhebliche Ressourceneinsparung erreicht werden. Sammlungen könnten sich durch Restitution von Kulturgütern verkleinern und würden damit zu einer nachhaltigen Museumspraxis beitragen. Die simple Umsetzung hiervon bringe aber nicht die gewollte Transformation. »Zur Pla-

nung, Verbesserung und Kontrolle der Aktivitäten des Museums und seiner Auswirkungen auf die nachhaltige Entwicklung« bedürfe es ein »Nachhaltigkeitsmanagement in Museen«, ein Instrument, das Garthe im abschließenden Teil entwickelt.

Garthes Buch ist kein Leitfaden. Denn dafür ist das Thema zu komplex, schließlich geht es um eine umfassende Neuorganisation der Institution Museum. Mit einer klaren Vision und mit spezifischen Instrumenten liefert er einem interessierten Publikum aus dem Museumsbetrieb Argumente und Mittel, eine nachhaltige Transformation in und mit der Institution zu unterstützen.

Anne Lisa Martin

Christopher J. Garthe. Das nachhaltige Museum: Vom nachhaltigen Betrieb zur gesellschaftlichen Transformation. Bielefeld 2022



Schrubben, wischen, saugen, polieren

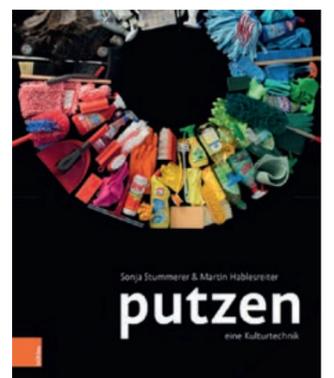
Nicht nur »Drecksarbeit«

Das Architekten- und Künstlerduo Sonja Stummerer und Martin Hablesreiter widmen sich in »Putzen, eine Kulturtechnik« der universellen Alltagsherausforderung des Putzens in den letzten rund 150 Jahren – und dies höchst differenziert unter gesellschaftlich-soziologischen, kulturhistorischen, philosophischen und politischen Aspekten. Dabei werden Rollenklischees, Hierarchien und Traditionen dieses von vielen gehassten Alltagsrituals diskutiert. Und bei dieser »Reinigungskultur« spielt auch das Design der angewandten Gerätschaften, die Art der Putzmittel und Utensilien eine nicht unwesentliche Rolle, die nicht nur »Drecksarbeit«, sondern durchaus ein Gemeinschaftserlebnis sein kann. Man denke etwa an WGs oder an Säuberungsaktionen in unserer zunehmend vermüllenden freien Natur. Der kurzweilige und toll illustrierte Band widmet sich auch aktuellen gesundheitlichen, ja lebenserhaltenden Aspekten wie der Handhygiene, die in Pandemiezeiten eine besondere Bedeutung erlangt hat. Und für manche kann das Putzen gar psychohygienische Aufgaben erfüllen.

Eines sei noch verraten: Neben zahlreichen praktischen Tipps erwartet die Leserschaft zahlreiche Anekdoten, die das Putzen geradezu sympathisch machen können. Die ästhetisch anspruchsvollen Hochglanzfotos von Ulrike Köb und Daisuke Akita zeigen etwa die beiden putzmunteren Künstler, heraus-

geputzt in Abendrobe und Smoking bei ihren Kunst-Putz-Aktionen in unangekündigt aufgesuchten Privathaushalten, die die Leser schmunzeln lässt. *Thomas Schulte im Walde*

Sonja Stummerer und Martin Hablesreiter. Putzen, eine Kulturtechnik. Göttingen 2020



PERSONEN & REZENSIONEN

Politik & Kultur informiert an dieser Stelle über aktuelle Personal- und Stellenwechsel in Kultur, Kunst, Medien und Politik. Zudem stellen wir in den Rezensionen alte und neue Klassiker der kulturpolitischen Literatur vor. Bleiben Sie gespannt – und liefern Sie gern Vorschläge an puk@kulturrat.de.

Politik & Kultur



Zwischen Aufklärung und Voyeurismus: Wachsfigur aus dem »Anatomischen Panoptikum« in der Sammlung des Deutschen Hygiene-Museums (DHMD)

THEMA

FOTO: DHMD, FOTOGRAF: DAVID BRANDT

Porentief rein

Reinheit und Unreinheit sind eine notwendige Divergenz

OLAF ZIMMERMANN

Was haben Hygiene und Kultur eigentlich miteinander zu tun? Geht es bei der Hygiene nicht um den Körper, um Gesundheit, den Schutz vor Erkrankungen, und bei der Kultur um die Künste sowie vielleicht – mit dem weiten Kulturbegriff der UNESCO – noch um die Art des Zusammenlebens?

Ich bin fest davon überzeugt, dass Hygiene und Kultur eng miteinander verbunden, wenn nicht gar aufeinander bezogen sind. Erst kürzlich wurde bekannt gegeben, dass in Israel bei einer Ausgrabung ein Läusekamm gefunden wurde, der auf einen Zeitraum von 1.700 Jahre vor Christus datiert wurde – also gut 3.700 Jahre alt ist. Das Besondere an diesem Kamm ist die Inschrift, im Übrigen der älteste erhaltene Satz in einer kanaaitischen Sprache. In dieser Inschrift wird formuliert, dass der Kamm Läuse in Bart und Haaren aussortieren möge. Der Kamm stammt wohl ursprünglich aus Ägypten – ein Verweis auf die engen Handelsbeziehungen in der Levante – in seiner Form unterscheidet er sich nur wenig von den heute verwendeten Läusekämmen. Der Kampf gegen Kopfläuse ist also ein jahr-

tausendealtes hygienisches Problem. Reinheit ist nicht nur ein Begriff der Hygiene, es ist ein Begriff, der eng mit Kult, mit Kultus, mit Religion – letztlich mit Kultur verbunden ist.

Ein fester Bestandteil sehr vieler religiöser Rituale, egal ob mono- oder polytheistisch, ist die rituelle Reinigung – mit Wasser, mit Ölen, mit Rauch, mit Dampf. Die rituelle Reinigung dient zur Vorbereitung auf Ereignisse, Feste oder auch auf das Gebet. Sie bezieht sich auf Körper und Geist. Die Reini-

Hygiene und Kultur sind eng miteinander verbunden, wenn nicht gar aufeinander bezogen

gung des Körpers bereitet die Reinigung des Geistes vor. Körper und Geist sind in den Ritualen eng miteinander verbunden. Den Gegensatz zur Reinheit bildet die Unreinheit, die sich je nach religiösem Kontext auf Berührungen, Kontakt mit unreinen Gegenständen

oder Personen bzw. auf natürliche Vorgänge, wie z. B. Geburt oder Menstruation, bezieht.

Die Unterscheidung von rein und unrein in religiösen Kulturen findet eine Entsprechung in der Kultur. Wenn etwa zwischen Schmutzliteratur und der »wahren« Literatur unterschieden wird, wenn manche Kunstformen, wie lange Zeit Pop- oder Rockmusik, Comics oder auch Computerspiele, in die »Schmuddelecke« gestellt werden. Noch schmutziger ist Pornografie in Wort, Bild oder Film. Bereits in der Sprache, in Worten wie »schmutzig«, »Schmuddelecke« wird die Parallele zum natürlichen Dreck und Schmutz gezogen.

In der Kunst wird teils der Reinheit gehuldigt – so oft in religiösen oder religiös konnotierten Werken –, aber auch die Unreinheit, oder besser gesagt das Verderbte, gefeiert. Man denke etwa an die Walpurgisnacht in Goethes Faust, an Bilder von Hieronymus Bosch, an Filme von Pasolini und anderes mehr. Reinheit ist ohne Unreinheit nicht denkbar, beide sind aufeinander bezogen.

Hygiene, oder sagen wir besser Reinheit, hat noch weitere Implikationen. Die Lebensreformbewegung, die sich Ende des 19. und Anfang des 20. Jahr-

hunderts bildete, entwarf ein Gegenbild zum Leben in der Stadt, das mit Krankheit, Enge, sittlichem Verfall assoziiert wurde. Die Lebensreformer, zu denen so unterschiedliche Gruppierungen wie die Naturheilkundebewegung, die Kleidungsreformbewegung, aber auch Architekten und Stadtplaner gehörten, verschrieben sich einem »natürlichen« Leben, das als reiner und hygienischer galt als das verdorbene Großstadtleben. Der Weg zur Rassenhygiene während des Nationalsozialismus war für einige Lebensreformer nicht weit.

Hygiene hat im Kulturbereich in den letzten drei Jahren noch eine weitere Bedeutung erhalten. Die Coronapandemie hat dazu geführt, dass zum Schutz der Bevölkerung vor einer Ansteckung mit Covid-19 Kultureinrichtungen geschlossen wurden. Fragen nach der Belüftung von Kultureinrichtungen, nach Leitsystemen, die zu möglichst wenig Kontakten führen und nicht zuletzt nach Aufführungsformaten, die den Kontakt minimieren, wurden erstmals aufgeworfen und führten zu starken Veränderungen. So mancher Inszenierung und manchem Film sieht man die Coronabedingungen in dem Vermeiden von Berührungen an.

Die Coronapandemie hat auch einer der meistgebrauchten kulturellen

Gesten in unserem Kulturkreis, dem Händeschütteln zur Begrüßung, zum Schutz vor der Übertragung von krankmachenden Viren ein zumindest zeitweises Ende beschert.

Hygiene hat im Kulturbereich in den letzten drei Jahren noch eine weitere Bedeutung erhalten

Egal ob in der Kunst, in der Religion oder ganz einfach beim Saubermachen, es gilt stets, das richtige Maß zwischen Reinheit und Unreinheit zu finden. Ich kann mir gerade die Kunst ohne die Abgründe, das Dreckige und Schmutzige nicht vorstellen. Sie wäre porentief rein, ganz ohne die Verderbnis, furchtbar langweilig. Insofern sind Reinheit und Unreinheit die notwendige Divergenz unseres Lebens.

Olaf Zimmermann ist Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates und Herausgeber von Politik & Kultur

Ovids Wasch- und Schminktipp

Von Thermen, Latrinen und Gesundheit im Alten Rom

KARL-WILHELM WEEBER

Fast hätte ich euch ermahnt, dass der trotzige Bock nicht unter eure Achselhöhlen Einzug hält und ... dass nicht Trägheit eure Zähne braun werden lässt« – so erinnert Ovid seine Leserinnen in der berühmten »Liebeskunst« an Erfordernisse der Basishygiene, bevor er sich ausführlichen Schmink-Tipps zuwendet. Aber im Grunde sei das nur positive Verstärkung, korrigiert er sich selbst: »Ich unterrichte ja keine Mädchen vom Kaukasus-Gebirge ...«. Bei seinen Ratschlägen an Männer wird er deutlicher. Wer erotisch erfolgreich sein wolle, müsse fiesen Mund und Schweißgeruch unbedingt vermeiden. Ganz so überflüssig scheinen diese Hygiene-Tipps nicht gewesen zu sein. Und als Ausdruck einer kultivierten Urbanität in amourösem Kontext spiegeln sie kaum den Alltag der meisten Menschen im Römischen Reich wider. Der Realität entspricht eher das, was Seneca als »alte Gewohnheit der Stadt« beschreibt: Nach der Arbeit wusch man sich Arme und Beine, ein Vollbad nahm man aber nur an Markttagen, d. h. alle neun Tage. Aus Sicht von Elite-Angehörigen der Kaiserzeit waren das *immundissimi*, »schlimmste Drecksputzen«; für einfache Leute galt die »Regel« indes unvermindert fort. Morgens eine Handvoll Wasser ins Gesicht, den Mund ausspülen und abends das Abwaschen von Staub und Deck – darauf dürfte sich die Körperpflege der meisten Römerinnen und Römer beschränkt haben.

Zwar stand Wasser in den meisten Städten, vor allem in Rom selbst, reichlich zur Verfügung. Rein rechnerisch flossen im 2. Jahrhundert 500 Liter Wasser jeder Person in der Hauptstadt pro Tag »zu«. Aber es floss nur bei den wenigsten in der Wohnung aus dem Wasserhahn. Der direkte Wasseranschluss war ein vom Kaiser gewährtes – nicht vererbbares – Vorrecht; man schätzt die Zahl der Privilegierten in Rom auf wenige Tausend Menschen – bei einer Gesamtbevölkerung von einer Million. Die anderen Bürger mussten

An modernen Hygienestandards darf man römische Thermen sicher nicht messen

sich ihr Wasser aus Laufbrunnen holen. Der Weg dahin dauerte allerdings nur wenige Minuten. Das über Aquädukte in die Stadt geführte Quellwasser war frisch und für alle zum Nulltarif zu haben. Das war eine beachtliche »Sozialleistung«, die als zivilisatorisches und hygienisches Plus nicht gering zu schätzen ist. Gleichwohl war es mühsam, das benötigte Trink- und Brauchwasser vielfach mehrere Etagen hoch in die Wohnungen zu schleppen.

Wer ausgiebig baden wollte, dem standen in allen Städten architektonisch eindrucksvolle, pompöse Thermen mit Kalt-, Lauwarm- und Warmwasserbereich sowie Saunen zur Verfügung. Die Kaiserthermen in Rom waren repräsentative, mit edlen Kunstwerken geschmückte Badepaläste – Zeugen einer Wasserkultur, die die Notwendigkeit der Körperäuberung und das Vergnügen an warmen Bädern mit einem eindrucksvollen kulturellen Erlebnis verbanden. Der Eintritt war frei, sodass manchmal von einer »demokratischen« Badekultur die Rede ist. Das nährt allerdings falsche Vorstellungen. Zum einen besaßen die wirklich Reichen eigene Thermen in ihren Stadt- und vor allem in ihren Landvillen, die sie vor der Hauptmahlzeit am frühen Nachmittag regelmäßig aufsuchten.

Zum anderen lag die Gesamtkapazität aller stadtrömischen Thermen in der maximalen Ausbaustufe bei höchstens 25.000 Badegästen gleichzeitig. Die Vorstellung, dass sich »die« Römer jeden Tag oder auch nur alle paar Tage ein Thermenvergnügen gönnen konnten, ist deshalb schon aus kapazitären Gründen illusorisch. Hinzu kommt, dass das Gros der Menschen für seinen Lebensunterhalt arbeiten musste. Ein mehrstündiger Aufenthalt in einem der schicken »Badetempel« war so mit

offensichtlich kranke Leute oder Badegäste mit offenen Wunden in den Badebecken tummelten, dürfte aufgrund funktionierender Sozialkontrolle weitgehend auszuschließen sein. Und es war außerordentlich hilfreich, dass stets frisches Wasser nachlief. Ein stetiger Wasseraustausch war dadurch gewährleistet und ersetzte chemische Zusätze in gewissem Umfang.

Vom Wasser zum Abwasser. Genauer gesagt: zur Entsorgung von Fäkalien. Nur wenige Wohnungen – hauptsäch-

Besucherinnen und Besucher – erstaunlicherweise im Unisex-Look ohne Geschlechtertrennung und ohne Trennwände. Zur Reinigung diente ein an einem Holzstab befestigter Schwamm, den man in eine vor den Sitzreihen verlaufende Rinne mit fließendem Wasser tauchte. Natürlich gab es auch bei den Römern »Ferkel«, die ihre Notdurft – trotz mancher an Wände geschriebener Warnung wie *cacator, cave malum!* – »Kacker, pass auf, dass dir nichts Böses widerfährt!« – in der Öffentlichkeit

»Normalos« abzugrenzen, indem man das sonst wenig einladende Ambiente mit viel Licht und Luft, mit edlen Materialien wie Stuck und Marmor, Kunstwerken und Wasserspielen zu einem Raum »gehobenen« Defäkierens nobilitierte. Dort war man unter sich, manchmal sogar mit namentlich gekennzeichneten Sitzplätzen – sozusagen das Pendant zum Stammisch.

Über die Qualität der Siedlungshygiene in römischen Städten gehen die Ansichten der Wissenschaftler weit auseinander. Sicher ist, dass die Straßen bei Weitem nicht so verdreckt und mit Abfall überhäuft waren wie in den Städten des Mittelalters. Dafür sorgte schon eine kontinuierliche Straßenspülung durch das Überlaufwasser der öffentlichen Zapfstellen. Allerdings darf man sich die Straßen und Plätze nicht so geradezu »klinisch« sauber vorstellen, wie es viele Rekonstruktionsbilder suggerieren. Da hat oft eine falsche Ehrfurcht vor der »Klassik« den Pinsel geführt oder die PC-Animation gelenkt. Eine regelmäßige Müllabfuhr lässt sich weder für Rom noch für andere Städte nachweisen. Das wenig appetitliche

Die am Straßenrand für urinierende Männer aufgestellten Amphoren entspringen eher der Fantasie des 19. Jahrhunderts

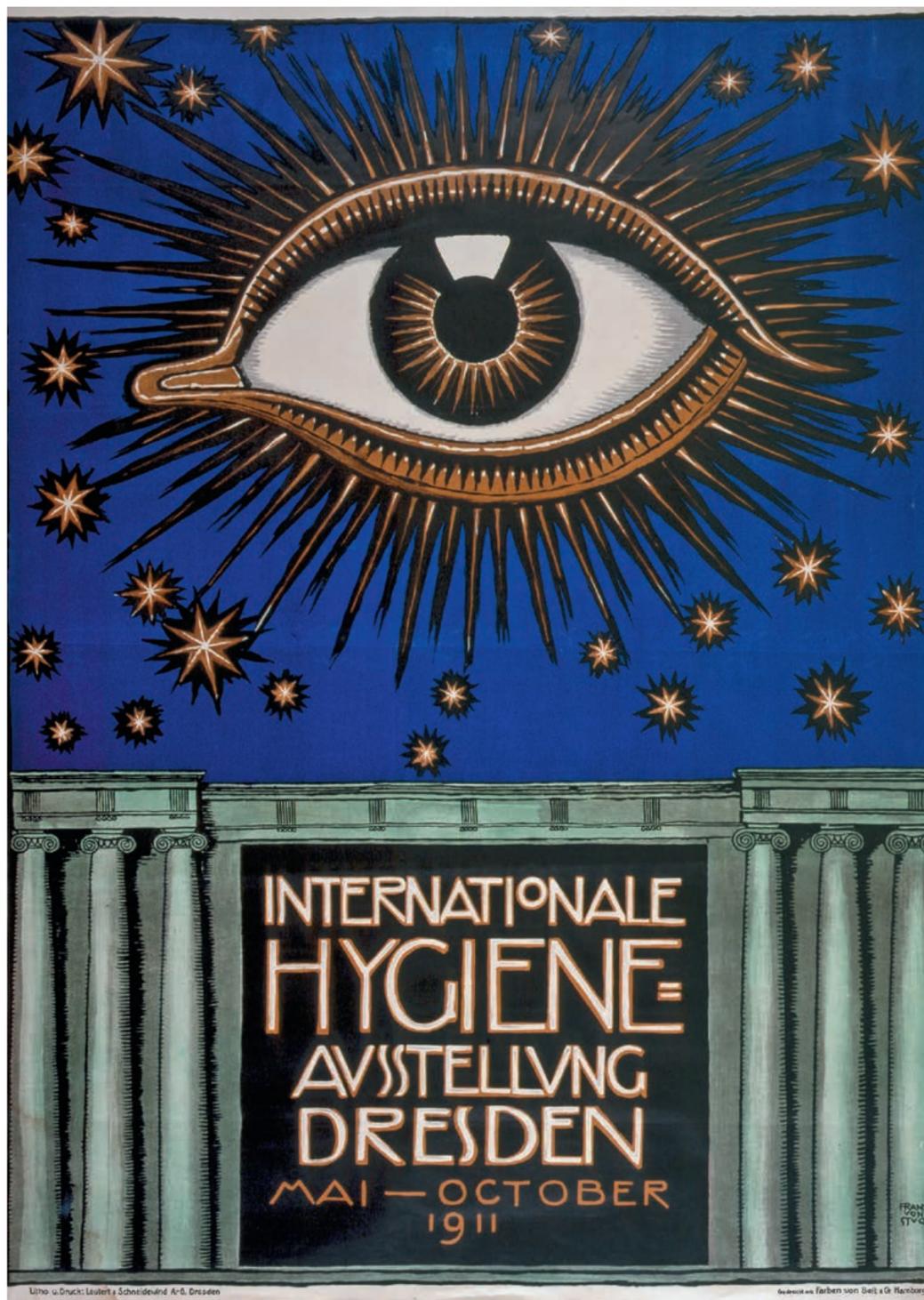
»Entsorgen« von Abfällen einschließlich Tierkadavern in den Tiber ist dagegen vielfach bezeugt. Der Fluss war in der Kaiserzeit im Stadtgebiet Roms sehr stark verschmutzt. Eine, anachronistisch ausgedrückt, »nachhaltige« Mentalität war die Sache der Römer nicht – nicht in der Siedlungshygiene und auch nicht in anderen Bereichen.

Im Verhältnis zu den Toten hielt man auf Distanz. Innerhalb der sakralen Stadtgrenze, des *pomerium*, durften sie nicht bestattet werden; die Krematorien lagen ebenfalls außerhalb des *pomerium*. Neben magisch-religiösen Gründen spielten wohl auch hygienische Überlegungen eine Rolle bei dieser schon im 5. Jahrhundert v. Chr. gesetzlich fixierten Bestimmung.

Auch wenn die meisten Wohnungen sehr klein und viele überbelegt waren, kannte das antike Rom keine Slums. Das kam der Gesundheit der Bevölkerung auch in Zeiten von Epidemien zugute. Allerdings war die antike Medizin weit davon entfernt, die Übertragungswege von Infektionskrankheiten gut zu durchschauen. Eine systematische Isolierung infektiöser Kranker oder gar eine Quarantäne wurde nicht praktiziert. Das Leben auf dem Land, wo rund 85 Prozent der Menschen lebten, war in dieser Hinsicht aufgrund der »Vereinzelnung« gesünder. Über die hygienische Situation der einfachen Landbewohner, die nicht in den schmucken Landhäusern der Großgrundbesitzer wohnten, lässt sich mangels Quellen wenig sagen.

Der kurze Überblick über die Hygiene bei »den« Römern zeigt Licht- und Schattenseiten und starke – auf der Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen basierende – Unterschiede. Gegenüber späteren Epochen des Mittelalters und der frühen Neuzeit war das, was wir heute unter Hygiene verstehen, in römischer Zeit sicher deutlich weiterentwickelt. Die griechische Göttin Hygieia wurde als Hygia – oder normalerweise lateinisch als *Salus* – zwar auch von den Römern verehrt. Aber diese kulturelle Verehrung galt ihr als der personifizierten allgemeinen »Gesundheit«. Was den spezifischen Bereich der Hygiene angeht, blieben bei der Göttin sicher noch Wünsche offen.

Karl-Wilhelm Weeber ist Althistoriker und Altphilologe, Experte für römische Alltagsgeschichte und Autor zahlreicher Bücher zur Antike



Ein Gründungsdokument des DHMD: Franz von Stucks Plakat für die Internationale Hygiene-Ausstellung, Dresden 1911

einer empfindlichen Lohneinbuße verbunden. Fazit: Ein Thermenbesuch war für die kleinen Leute nur ein paar Mal im Jahr »drin«.

Eine – wenn auch sehr bescheidene – Alternative stellten Badestuben, *balnea*, dar. Sie boten deutlich weniger Komfort und wurden kommerziell betrieben – sozusagen für das Bad zwischendurch. »Sie dienen dem Nutzen und nicht dem Vergnügen«, stellt ein römischer Beobachter fest. Aber sie waren eine hygienische Erfolgsgeschichte: Zählte man im 1. Jahrhundert v. Chr. in Rom noch 160 *balnea*, so stieg ihre Zahl im 4. Jahrhundert auf fast 900.

Wie hygienisch waren römische Thermen? An modernen Standards darf man sie sicher nicht messen. Dass sich

lich die Häuser und Paläste der Wohlhabenden – verfügten über eigene Latrinen. Ein Teil von ihnen war an die Abwasser-Kanalisation angeschlossen, die in vielen römischen Städten gerade auch von Griechen als bedeutender zivilisatorischer Fortschritt bewundert wurde. Die meisten Römerinnen und Römer waren auf öffentliche Latrinen angewiesen, in die sie auch die Inhalte ihrer *matellae* entleerten. Auch wenn sie in vielen modernen Beschreibungen römischen Alltagslebens keine Erwähnung findet und lexikalisch im Lateinunterricht kaum vorkommt, war die *matella*, der »Nachttopf«, ein unabdingbares Requisite in allen Haushalten.

Römische Latrinen waren Mehrsitzer für manchmal mehrere Dutzend

verrichteten. Aber das waren wohl ebenso Ausnahmen wie die berühmte Entleerung der *matella* in hohem Bogen aus dem Fenster. Da hielt die Einsicht die meisten vor der bequemen Versuchung zurück: Wer heute ein ekliges Wurfgeschoss abfeuerte, konnte am nächsten Tag selbst Opfer einer fremden Guss-Attacke werden ...

Die angeblich am Straßenrand für urinierende Männer aufgestellten Amphoren entspringen eher der Fantasie des 19. Jahrhunderts; belastbare literarische oder archäologische Quellenbelege gibt es dafür nicht. Anders, was die sogenannte römische Prachtlatrine angeht. Die gab es tatsächlich seit dem 1. Jahrhundert. Damals begann die Elite, sich beim Latrinengang von den

Von Reihen und Ehgraben

Heute steht das »schmutzige« Mittelalter sauber da

MARTIN ILLI

Wie schmutzig war das Mittelalter? Wenn man populären Darstellungen, Büchern und Filmen folgt, lag der Dreck knietief in den Gassen. Wehe, falls gerade ein Nachtopf aus dem Fenster gekippt wird ... Aber stimmt das wirklich? Wenn im Zusammenhang mit Hygiene vom »Mittelalter« gesprochen wird, so ist das Spätmittelalter gemeint – und ein städtisches Milieu. Die eigentlichen Ballungsräume entstanden jedoch erst mit der Industrialisierung. Um 1500 war das mittelalterliche Köln mit seinen rund 40.000 Einwohnern die bevölkerungsreichste Stadt im heutigen Deutsch-

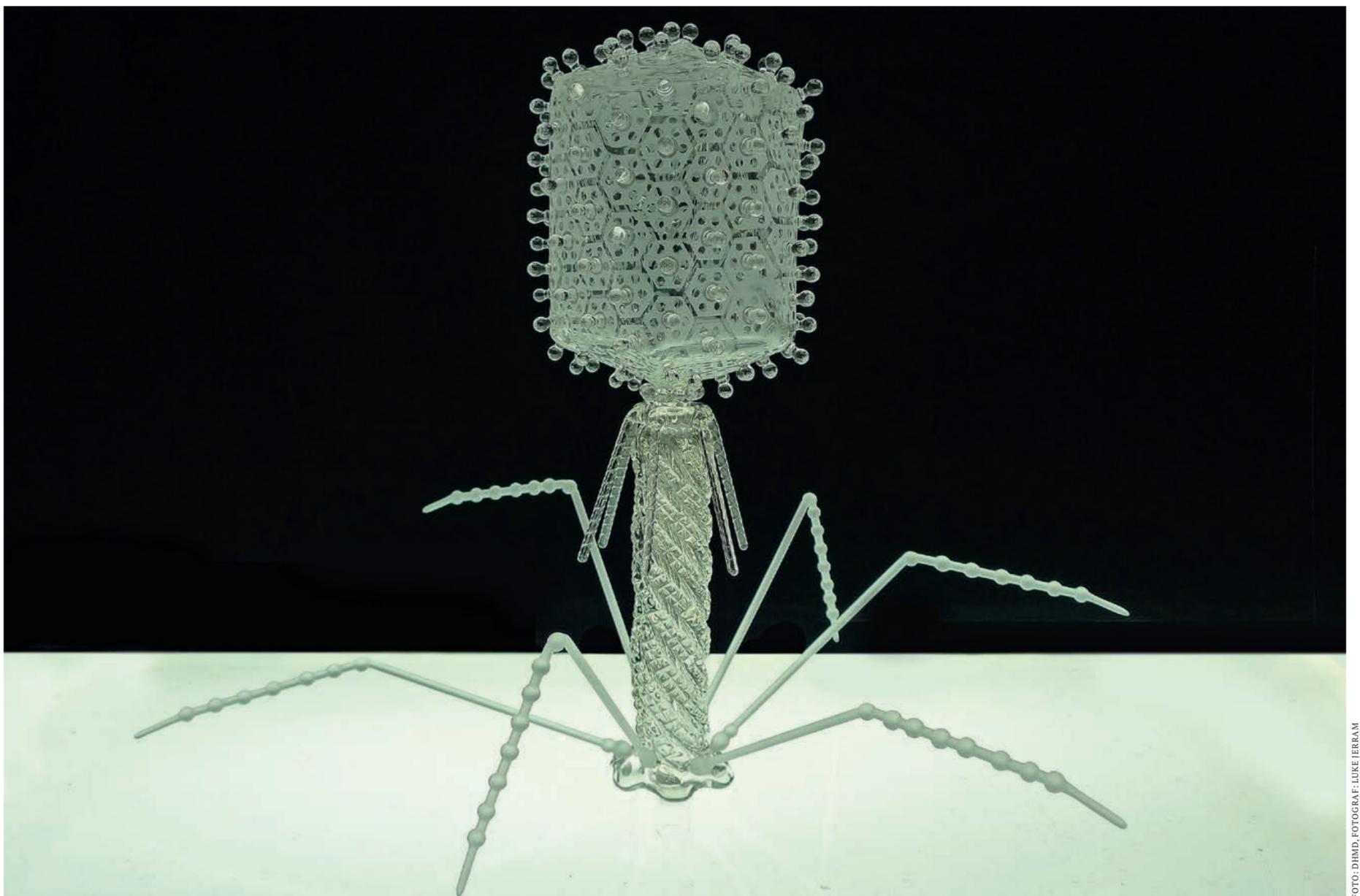
land – nach unserem Empfinden eine Kleinstadt. Stadtsiedlungen mit mehr als 10.000 Bewohnern ließen sich in Mitteleuropa an einer Hand abzählen. Zwar zeigte sich im Spätmittelalter eine endemische Verbreitung von Typhus, und auch Darmparasiten waren nicht selten. Doch die großen hygienischen Krankheiten wie die Rote Ruhr, die Cholera oder die Tuberkulose traten erst im 18. und 19. Jahrhundert als eigentliche Volksseuchen in Erscheinung. Wie sauber oder wie schmutzig eine spätmittelalterliche Stadt war, muss im Einzelfall beurteilt werden. Der Grund für die bedeutenden Unterschiede liegt in der wirtschaftlichen Beziehung einer städtischen Siedlung zu ihrem Umland. Wenn im Einzugsgebiet einer Großsiedlung eine intensive Landwirtschaft mit Ackerbau sowie hochspezialisierten Wein- und Obstbau betrieben wurde, so war die Beseitigung von Exkrementen

zumindest kostentragend oder gewinnbringend. Fäkalien wurden wieder als Nährstoffe den Kulturen zugeführt, anorganische Abfälle wie z. B. Keramikscherben dienten im Landbau als Bodenverbesserer. Das Einsammeln von Dünger und der Düngertransport galt als ein vom Verdienst lohnendes Gewerbe, das oftmals den »Unberührbaren« als Monopol vorbehalten war. Diese an die Erledigung von schmutzigen Arbeiten gewohnten Menschen lebten oft in gesonderten Randgruppenquartieren wie etwa dem Kohlenberg in Basel oder dem Kratzquartier in Zürich. Bekannt sind auch die Pappenheimer aus Nürnberg oder die Goldgrübler aus München. Für die Lagerung menschlicher Fäkalien gab es gemauerte oder mit Holzeinfas-

zufuhr wurde nicht unterbunden, was die Leerung in kurzen Zeitabständen erleichterte. Außer Gruben trifft man in Spätmittelalter sogenannte Reihen, Ehgraben oder »Wuostgräben«, das sind offene Kloaken zwischen den Häuserzeilen. Auch diese ungedeckten Gräben wurden periodisch geleert und gereinigt. Einige Städte wie Freiburg im Breisgau oder Bern leiteten natürliche Bachläufe um und führten sie in kleinen Kanälen oder Runsen durch die Gassen, um die Bewohner und Gewerbebetriebe mit Wirtschaftswasser zu versorgen. Mit dem Abfluss dieser offenen Wasserversorgungen ließen sich die Ehgraben regelmäßig spülen. Mit Absetzbecken am Ende des Kanals wurde der Dünger zurückgewonnen. Nur leicht verschmutzte Abwässer aus Stadtbächen – etwa mit dem Zusammenwisch von

der Dünger über weite Strecken transportieren. Der Ruf des »schmutzigen« Mittelalters ist eine Spielart des »finsternen«, ein Zerrbild, das sich vor allem in der humanistisch gebildeten Gelehrtenwelt des 16. und 17. Jahrhunderts verbreitet hatte. Nach der Wiederentdeckung der Antike schien die eben verflossene Zeit als besonders gestrig. Gerade aber auf dem Gebiet der Hygiene zeigt sich das pure Gegenteil: Die antike Hygienelehre lebte vor allem in den Klöstern weiter. Davon zeugen sowohl der um 820 entstandene St. Galler Klosterplan und der Wasserversorgungsplan der Abtei Canterbury aus dem 12. Jahrhundert. Der in Marmor gehauene Toilettensitz mit dem typischen Schlüssellochprofil der römischen Gemeinschaftslatrine findet noch im Spätmittelalter seine Entsprechung in Holz. Besonders ausgeprägt war die Kontinuität im Mittelmeerraum, wofür die Cloaca Maxima in Rom als eindruckliches Beispiel zeugt.

am Hof. Ende des 18. Jahrhunderts im Zuge der Aufklärung findet ein Diskurs über die öffentliche Hygiene statt, der sich in der hygienischen Revolution des 19. Jahrhunderts fortsetzt. Die wechselnden Konjunkturen in der Geschichte der Gesundheitspflege führen im Rückblick oft zu Verzerrungen. Unser Nasenrumpfen über vergangene Epochen kann nicht das Maß aller Dinge zu sein. Auskippen von wenig verschmutztem Spülwasser auf die zumindest mit Ablaufrinnen versehenen Gassen war im Spätmittelalter Bürgerpflicht. Auch aus heutiger Perspektive ist das weit sinnvoller, als mit dem Ausgießen von nur leicht verschmutztem Abwasser die Hinterhöfe zu durchnässen oder die Nährstoffe aus dem Mist der Ehgraben auszuschwemmen. Die offene Mistlagerstätte, die ungedeckten Abwasserläufe oder die mit Fäkalien verklebte Haus- oder Stadtmauer wurden in Kauf genommen und erregten wenig Anstoß. Hingegen zeigen



Eine T4 Bakteriophage aus der Serie »Glass Microbiology« des Künstlers Luke Jerram im DHMD, Großbritannien 2015

sungen ausgestattete Gruben, die mit einem Gemisch aus Strohhäcksel oder Lehm abgedichtet wurden. Waren die Grubenschächte tief, eng und mit einem luftdichten Deckel versehen, so erwiesen sie sich oft als Endlagerstätten. Unter Luftabschluss vergoren die organischen Abfälle und Fäkalien und ihre Masse schwand. Solche Grubenschächte wurden über 30 Jahre lang benutzt. Einmal gefüllt, war es kostengünstiger, neben der vollen Grube eine neue auszuheben, statt die alte zu leeren. Eine Räumung lohnte sich nicht, wenn rund um die Stadt eine lediglich extensive Landwirtschaft betrieben wurde – wie oft im nördlichen Deutschland. War der Stoffkreislauf zwischen Stadt und Umland geschlossen wie in Süddeutschland oder der Schweiz, zeigt sich dies an der Typologie der Fäkaliengruben. Der Durchmesser der Gruben war größer, die Tiefe geringer, und die Luft-

Wohnräumen, Gassen und Hofplätzen angereichert – wurden auch für die Bewässerung, Düngung und Bodenrenewerung von Feuchtwiesen unterhalb des Stadtgebiets genutzt. Hätte man im Spätmittelalter wie in der Antike Wasser für die Intimpflege benutzt, so wäre die Verschmutzung des öffentlichen Raums und der Gewässer größer gewesen. Das Toilettenpapier des Mittelalters bestand aus Stroh, Heu oder am angenehmsten aus getrocknetem Moos. So vermischten sich menschliche Ausscheidungen mit Einstreu – es entstand Mist. Die Gerüche wurden gebunden. Fäkaliengruben und Ehgraben ließen sich mit der Stechschaufel oder der Mistgabel ausräumen. Solch menschlicher Mist unterschied sich nicht vom tierischen. Dies vereinfachte nicht nur die Reinhaltung der Siedlung, sondern vor allem in See- und Flussstädten ließ sich

In Rechtsquellen wie den Konstitutionen von Melfi, die Kaiser Friedrich II. 1231 für das Königreich Sizilien erließ, spiegelt sich die antike Lehrmeinung. Und nicht zuletzt verfügten spätmittelalterliche Städte über öffentliche Bäder. Erst in der frühen Neuzeit verschwand der Badekult aus der Stadt und lebte allenfalls auf dem Land als Kur- und Heilbad weiter. Wirklich verabschiedet hat sich die Hygiene aus den Städten im 16. und 17. Jahrhundert – just in der Epoche, die dem Mittelalter Schmutz und Rückständigkeit vorwirft. Seltsam berühren die gigantischen Paläste der französischen Könige in Versailles und Fontainebleau bei Paris, die ohne jegliche hygienischen Einrichtungen erstellt wurden. Die Schwägerin des Sonnenkönigs, Liselotte von der Pfalz (1652–1722), berichtet in mehreren Briefen an ihre Verwandten in Deutschland von den unsäglichsten Zuständen

die Ratsquellen, dass die Obrigkeiten sich nicht scheuten, stadtbekanntes Schmutzfinken exemplarisch abzustrafen. Auf den Sündenlisten findet sich z. B. ein Arzt, der das gebrauchte Verbandszeug auf die Straße wirft. Des Weiteren wurde das Ausschütten von Nachttöpfen auf die Gasse verboten, wenn sie Exkremente enthielten oder mit Aufkommen der Straßenpflasterung zunehmend der Freilauf der Schweine. Ein Thema sind daneben gewerbliche Gewässerverschmutzungen. Selbst das Spätmittelalter war nicht von Umweltgiften wie Arsenik gefeit war, das bei der Ledergerberei entstand. Gemessen an der heute zum größten Teil irreversiblen Umweltverschmutzung steht das angeblich so schmutzige Mittelalter sauber da.

Martin Illi ist freier Historiker in Zürich

Martin Illi ist freier Historiker in Zürich

Hygienisch rein?!

Die frühneuzeitliche Erfindung der Reinheit

PETER BURSCHEL

Ob zu Recht oder zu Unrecht: Es fehlt nicht an Historikerinnen und Historikern, die davon ausgehen, dass mit dem Ende der spätmittelalterlichen Badehauskultur in Europa eine durch und durch hydrophobe Epoche ihren Anfang genommen habe, die nicht müde geworden sei, vor den bedrohlichen Folgen allzu häufiger Körperreinigung mithilfe von Wasser zu warnen. So können z. B. selbst die großen Enzyklopädien des 18. Jahrhunderts noch wenig mit einem Begriff wie »Dusche« anfangen. Und es spricht viel dafür, dass selbst das regelmäßige Waschen des »bürgerlichen« Körpers im 19. Jahrhundert erst über die allmähliche mediale Neuordnung oder besser vielleicht »Purifizierung« des öffentlichen Raumes etabliert werden konnte. Wenn die Hygienehistorikerin Katherine Ashenburg die nachmittelalterlichen Jahrhunderte einmal als »the dirtiest in the history of Europe« bezeichnet hat, dann alles andere als augenzwinkernd.

Andererseits: Wir können seit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert eine geradezu unheimliche und zudem

Selbst die großen Enzyklopädien des 18. Jahrhunderts konnten noch wenig mit einem Begriff wie »Dusche« anfangen

bemerkenswert nachhaltige Konjunktur von Reinheitsdiskursen, Reinheitsmodellen und Reinheitspraktiken beobachten. Eine Konjunktur, die dazu diente, Wahrnehmungen in Einklang zu bringen und Erfahrungen zu vereinheitlichen, um auf diese Weise Selbst- und Weltdeutungen zu homogenisieren, zu stabilisieren und nicht zuletzt auch zu harmonisieren. Eine Konjunktur, die Reinheit – und damit auch Unreinheit – als exklusives Muster einer Lebensführung erweisen sollte, der es vor allem um eines ging: um Eindeutigkeit. Vorstellungen von Reinheit sind immer auch Vorstellungen von der richtigen Ordnung der Dinge, wie die Ethnologin Mary Douglas schon 1966 festgehalten hat. Reinheit, so könnte man sagen, wurde im Laufe der frühen Neuzeit zu einem kulturellen, ja, zu einem historisch-anthropologischen Code: ordnungsstiftend, symbolerzeugend und handlungsleitend; vielleicht sogar zu dem historisch-anthropologischen Code schlechthin. Denn so viel steht fest: Ob als Alltagspraxis oder Körpersprache, ob als Medium der Selbst- und Weltdeutung, ob als Differenzmarkierung – Reinheit war und ist eine historisch-anthropologische Herausforderung par excellence, die durchaus geeignet zu sein scheint, eine Epoche auf den Punkt zu bringen. Ein Widerspruch zum ersten Befund? Ich denke nicht – kann doch der »Schmutz« der Hygiene- und Medizingeschichte auch auf jene Reinheitsvorstellungen zurückgeführt werden, um die es im Folgenden gehen soll.

Wann immer seit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert das Verhältnis der Geschlechter zur Rede stand: Liebe, Ehe, Sexualität, Kinder, Scheidung, ging es um rein oder unrein. Wann immer jetzt öffentliche Bäder geschlossen

wurden – in Wien z. B. sank ihre Zahl bis 1534 innerhalb weniger Jahrzehnte von 21 auf 11 –, beschworen die Obrigkeiten die Gefahr der Syphilis und führten damit eine Krankheit ins Feld, in der »innere« und »äußere« Unreinheit zusammenfallen. Wann immer jetzt die Prostitution in den Blick geriet, taxierten dieselben Obrigkeiten das Für und Wider nicht mehr wie noch im späten Mittelalter nach ordnungspolitischen Maßgaben, sondern vor dem Hintergrund der Vorstellung, dass »puritas vitae« und »puritas civitatis« ein und dasselbe sind. Das aber hieß: Die Bordelle wurden geschlossen, wobei Wittenberg 1522 den Anfang machte. Andere evangelisch gewordene Städte folgten und lösten eine europaweite Verbotschwelle aus, die leicht verzögert auch altgläubig gebliebene Kommunen und Territorien erfasste. Schließlich, wann immer jetzt gepredigt, gelehrt und nicht zuletzt auch gedichtet wurde, galt es, die Reinheit des Gesagten zu erweisen, unter welchen Vorzeichen auch immer. Denn so einschlägig die Reformatoren mit ihrem Wort-Kult hier auch gewesen sein mochten: Schon ein kurzer Blick in altgläubige Predigten des 16. Jahrhunderts – und darüber hinaus – lässt in aller Deutlichkeit erkennen, wie eng auch in ihnen Sprach- und Glaubensreinheit aufeinander bezogen wurden.

All das war kein Strohfeder. All das endete nicht mit der »neuen Sittlichkeit« der Reformation. Im Gegenteil. Der Siegeszug der Reinheit – die wir seit Martin Luther in erster Linie als ethische Reinheit im Unterschied zur rituellen Reinheit fassen können – ging weiter und nahm sogar an Fahrt auf, begann die Matrix von rein und unrein im Laufe des 16. Jahrhunderts doch auch jenen frühneuzeitlichen Fundamentalprozess zu strukturieren, den wir gemeinhin Konfessionalisierung nennen. In anderen Worten: Die Frage nach der Genese und Profilierung konfessioneller Kulturen ist immer auch eine Frage nach Prozessen der Grenzziehung zwischen rein und unrein. Konfessionalisierung war Purifizierung. Was aber bedeutet das genau? Das bedeutet, dass Katholiken wie Protestanten ihre Kirchenräume nach Reinheitsmaßgaben umgestalteten, sodass mancher Heilige am Rand bzw. hinter den Säulen der Himmels-gesellschaft landete, wenn nicht aus ihr entfernt wurde; ja, dass nicht einmal Maria vor purifizierenden Eingriffen sicher sein konnte. Schon im 17. Jahrhundert durfte die Mutter Gottes nur noch schwanger sein, wenn sie einen weiten Mantel trug. Das bedeutet, dass Menschen in ganz Europa wie selbstverständlich davon ausgingen, andere Glaubensgemeinschaften seien krankheitsregend; und dass allerorten auch die Furcht vor einer Kontamination heiliger Texte zunahm und damit vor einer Kontamination von Lehre und Glauben, wie sich exemplarisch an Luthers sogenannten »Judenschriften« zeigen ließe. Das heißt, dass Prozesse konfessioneller Ausdifferenzierung – bis hin zur konfessionellen Spaltung – mehr oder weniger durchgängig auch als Prozesse zu fassen sind, in denen Grenzen zwischen rein und unrein gezogen wurden. Das heißt, dass in diesen Prozessen die Kirchengleichheit mit ihrer unerbittlichen Bannpraxis eine immer größere Rolle spielte, die in Täuferum und Calvinismus, aber auch im lutherischen Pietismus nur ein Ziel hatte: die Reinheit der Abendmahlsgemeinschaft. Und das bedeutet schließlich auch, dass wir vergleichbare Entwicklungen auch in jüdischen Diasporagemeinden in ganz Europa beobachten können. Entwicklungen, die das Judentum nachhaltig verändert haben, weil sie die rabbinische Tradition kabbalistisch überformten und dabei in Orthodoxie verwand-



Objekt-Geschichte im DHMD: Dem jüdischen Träger dieser Prothese musste 1932 ein Bein amputiert werden, nachdem er von Nazis zusammengeschlagen worden war, Berlin 1969

delten. Um aber auch das nicht zu vergessen: Auch die konfessionelle Gewalt der frühen Neuzeit folgte dem Code der Reinheit. Ob verhöhnt oder verspottet wurde, ob gefoltert, vergewaltigt oder hingerichtet, ob Leichen geschändet wurden, immer ging es darum, Reinheit und Unreinheit körperlich sichtbar und damit identifizierbar zu machen.

Vor allem aber: Seit dem 15. Jahrhundert verbreitete sich – ausgehend von der Iberischen Halbinsel – eine Vorstellung, die schon die Zeitgenossen als »limpieza de sangre« bezeichneten, als »Reinheit des Blutes«. Eine Vorstellung, die darauf abzielte, das Ketzertum der Kirche auf die Nachkommen konvertierter Juden und Muslime anwenden zu können, ging sie doch davon aus, dass sich häretische Anlagen über das Blut vererben. Eine Vorstellung zudem, die einen Begriff anthropologisierte, der bis zur Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert die Abstammung von Hunden und Pferden bezeichnet

hatte: den Begriff der »Rasse«. Und das nicht nur in Spanien. Die Profilierung von Reinheits- und Rassediskursen, die Transformation des »genealogischen Rassismus« in den »anthropologischen

Wann immer seit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert das Verhältnis der Geschlechter zur Rede stand, ging es um rein oder unrein

Rassismus« war durchaus eine europäische Entwicklung, die mit der europäischen Expansion globalisiert wurde. All das aber heißt, dass wir den Durchbruch des Prinzips der ethischen Reinheit und die frühneuzeitliche Tendenz

zur Naturalisierung, ja, zur Biologisierung von Abstammung eng aufeinander beziehen müssen.

Wie aber ist die Erfindung der Reinheit in der »schmutzigen« frühen Neuzeit zu erklären? Wenn es stimmt, dass sich Vorstellungen von Reinheit vor allem dort verdichten, wo kollektive Zugehörigkeiten in Gefahr geraten, dann scheint die Reinheitsobsession der frühen Neuzeit nur konsequent zu sein, spricht doch viel dafür, dass sich die spezifische Dynamik dieser Epoche der fundamentalen kollektiven Erfahrung einer andauernden Entgrenzung verdankt, nicht zuletzt geografisch, die jenes Bedürfnis nach Ordnung hervorbrachte, das die Matrix von rein und unrein ins rechte Lot zu bringen versuchte.

Peter Burschel ist Direktor der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel und Professor für Kulturgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit an der Universität Göttingen

Die Stärkung des »Volkskörpers«

(Rassen-)Hygiene im Nationalsozialismus

VOLKER ROELCKE

Im April 1934 wurde die »Hygiene-Akademie« am Deutschen Hygiene-Museum in Dresden zur »Staatsakademie für Rassen- und Gesundheitspflege« umbenannt. Die Umbenennung war mit einer Erweiterung des Aufgabensfeldes und auch des Budgets verbunden. Die Veränderung im Namen und die damit verbundene neue Rahmung des Tätigkeitsfeldes dieser Fortbildungseinrichtung für Gesundheitspersonal ist charakteristisch für die Zeit des Nationalsozialismus: In vielen Bereichen von Kultur, Gesellschaft und auch in den Wissenschaften wurde

Insbesondere nach Beginn des Zweiten Weltkriegs 1939 stand die Seuchenbekämpfung weit oben auf der Agenda

einerseits an existierende Ideen, Programmatiken und institutionelle Strukturen angeknüpft, andererseits kam es zu teilweise gravierenden Umdeutungen und neuen Prioritätensetzungen. Für die Hygiene soll dies im Folgenden dargestellt werden.

Mit der universitären Etablierung im Kontext der Medizin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte das Arbeitsfeld der Hygiene eine enorme Konjunktur erfahren, und durch die parallele Entdeckung von Bakterien als den Verursachern von gravierenden Krankheiten wie Tuberkulose, Syphilis oder Diphtherie eröffneten sich völlig neue Möglichkeiten der Krankheitsprävention und Bekämpfung. Seit der Wende zum 20. Jahrhundert wurden Gesundheitsrisiken nicht nur in der Medizin, sondern auch in der breiten Bevölkerung ganz wesentlich als Kontamination mit gefährlichen Mikroben verstanden. In kürzester Zeit wanderte das bakteriologische Wissen vom Labor in Kinos, Küchen und Badezimmer. Der Kampf gegen die Mikroben wurde mit allen Mitteln geführt, angeführt vom Arsenal der Methoden aus der Bakteriologie und Hygiene wie etwa Impfungen oder Quarantäne, ergänzt durch Erziehungsprogramme und Beratungsstellen. Der Rückgang vieler Infektionskrankheiten wurde in der Bevölkerung und auch in der Sphäre der Kultur als Erfolg der Wissenschaften gefeiert. Gleichzeitig wurde die zunehmende Durchdringung des Alltagslebens durch bakteriologische Deutungen und dadurch legitimierte Praktiken wie Meldepflicht oder Zwangsbehandlungen bei bestimmten Infektionskrankheiten als ambivalent und kontrollierend erfahren.

Im Nationalsozialismus erfuhre diese Dynamik eine Radikalisierung, problematische Potenziale im Arbeitsfeld der Hygiene kamen zu einer besonders extremen Manifestation. Zunächst wurde, der Politik der sprachlichen Germanisierung folgend, der aus dem Griechischen stammende Begriff der Hygiene an vielen Stellen durch die Bezeichnung Gesundheitspflege ersetzt. Die Grundorientierung für dieses Tätigkeitsfeld entstand aus dem Selbstverständnis des Regimes, die in Biologie und Medizin beschriebenen »Gesetze des Lebens (...) zum Maßstab des Handelns für den Aufbau des Staates, der Gesellschaft und für Pflege und Entwicklung der den Staat tragenden Volks- und Rassengemeinschaft« zu machen, wie es in einem zeitgenössischen Hygiene-Lehrbuch von Zeiss und Rodenwaldt von 1937 hieß. Die Machthaber stützten sich damit auf die Autorität der biomedizinischen Wissenschaften.



Plakat einer Kampagne gegen Alkoholmissbrauch, DHMD 1959

Komplementär begrüßten und unterstützten viele Repräsentanten dieser Wissenschaften die neuen politischen Instanzen, in der Erwartung, dass ihre Expertise nun zur Grundlage von Gesundheits-, Sozial- und Bevölkerungspolitik werden würde und dass in diesem Kontext neue Ressourcen zur Verfügung gestellt würden. 1935 wurde eine neue Reichsärzteordnung erlassen, die in Paragraf 19 die Aufgabe des Berufsstandes zusammenfasste: »Die deutsche Ärzteschaft ist berufen, zum Wohle von Volk und Reich für die Erhaltung und Hebung der Gesundheit, des Erbguts und der Rasse des deutschen Volkes zu wirken.« Damit war die Wertehierarchie markiert, an der sich die Ärzte ausrichten hatten: Das Wohl des Volkes war demjenigen des individuellen Menschen klar übergeordnet. Parallel wurde in diesem Dokument ebenso wie in zeitgenössischen Lehrbüchern der Hygiene und in öffentlichen Reden von Gesundheitspolitikern oder Medizinfunktionären ein besonderer Fokus der Gesundheitspflege deutlich gemacht, nämlich die sogenannte Erb- und Rassenpflege, auch als Eugenik oder Rassenhygiene bezeichnet: Gesundes oder besonders erwünschtes Erbgut sollte gezielt gefördert werden, während krankes oder aus anderen Gründen unerwünschtes Erbgut identifiziert und durch Einschränkung der Fortpflanzung letztlich »ausgemerzt« werden sollte. Die Bemühungen der Gesundheitspflege sollten also besonders auf das Wohlergehen der Rasse gerichtet werden. Diese wiederum wurde im Wesentlichen als Summe des »Erbguts« im deutschen »Volkskörper« verstanden. Neben den Erbanlagen war in dieser Programmatik auch die Umwelt von erheblicher Bedeutung: Körperpflege, Ernährung, Haushalt, Arbeitsleben und Freizeit sollten so gestaltet werden, dass erwünschte Erbanlagen in optimaler Weise zur Manifestation kommen könnten.

Weder die genannte Wertehierarchie mit dem Primat des Kollektivwohls noch die auf »Erbgut und Rasse« fokussierte »Gesundheitspflege« waren jedoch neu und spezifisch für die Zeit des Nationalsozialismus: Die Programmatik der Eugenik bzw. Rassenhygiene war bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert von dem britischen Statistiker Francis Galton und dem deutschen Arzt Alfred Ploetz formuliert worden, im frühen 20. Jahrhundert entstanden international eugenische Fachgesellschaften sowie eugenisch motivierte

Die Sprache der Hygiene wurde benutzt, um soziale Randgruppen und »Andersartige« zu stigmatisieren

humangenetische Forschungseinrichtungen. Ebenso waren seit dem späten 19. Jahrhundert in wissenschaftlichen und öffentlichen Debatten zu Fragen der Hygiene die Gesundheit und das Wohlergehen der Bevölkerung nicht nur zentrale Themen, sondern auch eine Wertsetzung, die explizit dem Individualwohl gegenübergestellt und häufig übergeordnet wurde. Im Kontext der Bekämpfung von Infektionskrankheiten etwa sollten Individualrechte zumindest vorübergehend eingeschränkt werden können, um die drohenden Gefahren für Volk und Staat abzuwehren. Die Sozialhygiene als Teilfeld der Hygiene, in dem diese Fragen diskutiert wurden, öffnete sich schon früh der Eugenik bzw. Rassenhygiene. Exemplarisch sichtbar wird dieser Zusammenhang in der Person von Ignaz Kaup, ab 1912 Inhaber der ersten Professur für Sozialhygiene, der parallel stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft zur

Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten sowie Vorstandsmitglied in der Gesellschaft für Rassenhygiene war.

Während der Stellenwert von Eugenik bzw. Rassenhygiene im Kontext des Arbeitsfeldes der Hygiene bis 1933 zwischen Medizinern, Sozialwissenschaftlern, Juristen und politischen Instanzen kontrovers diskutiert wurde, ebenso die genaue Gewichtung von Individual- und Kollektivwohl bei spezifischen Maßnahmen, schuf der »neue Staat« ab 1933, durchaus unter Beteiligung der gleichen akademischen Berufsgruppen, eine Gesundheits- und Sozialpolitik, in der das Primat des Volkswohls und der Rasse handlungsleitend war. Neben der »Erbbiologie« oder Genetik, die als Grundlagenwissenschaft für die Rassenhygiene verstanden wurde, blieb die Bakteriologie weiterhin eine zentrale Bezugsdisziplin für die Hygiene: Zur Stärkung des »Volkskörpers« sollte die Bekämpfung von Infektionskrankheiten intensiviert werden, und insbesondere nach Beginn des Zweiten Weltkriegs 1939 stand die Seuchenbekämpfung weit oben auf der Agenda der Gesundheitspolitik. Gleichzeitig wurde die Sprache der Hygiene benutzt, um soziale Randgruppen und »Andersartige« wie Juden oder Sinti und Roma zu stigmatisieren und diskriminieren: Sie wurden als »schmutzig« und als Überträger von Infektionskrankheiten und »verdorbenem Blut«, in einer rhetorischen Eskalation dann als »Ungeziefer« oder »Eitergeschwüre« bezeichnet, die eine Bedrohung für die Reinheit und Stärke des Volkskörpers darstellten. In der Logik dieser Rhetorik wurden Maßnahmen der Seuchenbekämpfung nicht nur gegen die Mikroben als Krankheitserreger gerichtet, sondern im Zuge der Judenverfolgung auch gegen die Menschen, welche angeblich die Gesundheit des deutschen Volkskörpers bedrohten. Der Einsatz von Giftgas zur Entlausung von Kleidern und Gebäuden mit dem Ziel der Bekämpfung des

Fleckfiebers wurde im Kontext des Holocaust zur zentralen Methode der Vernichtung der Juden.

Volker Roelcke ist Professor für Geschichte der Medizin und Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin der Universität Gießen

i ZU DEN BILDERN

Anatomische Einblicke in den menschlichen Körper, Kampagnen gegen Alkoholmissbrauch, internationale Plakate gegen AIDS, Therapieroboter oder Corona-Antigenschnelltest als Halskettenanhänger: Das Deutsche Hygiene-Museum (DHMD) verfügt über eine Sammlung von aktuell rund 90.000 Objekten. Ein Teil davon dokumentiert die Geschichte des Dresdner Museums seit 1911, die weiteren Bestände des »Museums vom Menschen« gliedern sich in die Bereiche »Körperpraktiken« und »Körperwissen«. Der historische Schwerpunkt der Sammlung liegt auf dem 20. und 21. Jahrhundert. Einen Einblick in die eindrucksvollen Bestände des Museums bietet der Schwerpunkt dieser Ausgabe auf den Seiten 17 bis 31: von Ikonen des DHMD über die NS-Zeit hin zur DDR-Körpergeschichte und dem Neustart nach 1990. Die aktuelle populärwissenschaftliche Dauerausstellung im DHMD widmet sich dem »Abenteuer Mensch« mit Exponaten, Medieninstallationen und vielen interaktiven Stationen rund um die Themen Körper und Gesundheit. Die Dauerausstellung präsentiert auch zahlreiche Objekte aus der umfangreichen Sammlung des Museums – darunter die weltberühmte »Gläserne Frau«, die Sie auch auf S. 25 entdecken können. Mehr unter: dhmd.de

Nach der Pandemie ist vor der Pandemie

Infektionskrankheiten und Hygienemaßnahmen im Laufe der Zeit

JÖRG VÖGELE

Der Weg zu den modernen Gesundheitsverhältnissen lässt sich sinnvoll beschreiben mit dem Modell des epidemiologischen Übergangs von einer Zeit der Seuchen und Hungersnöte in vorindustriellen Gesellschaften bis hin zur Periode der gesellschaftlich verursachten Krankheiten, wie Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Krebs, im ausgehenden 20. Jahrhundert. Im Licht der Sars-CoV-2-Pandemie wird nun die Rückkehr der Infektionskrankheiten als weitere anschließende Periode eingeführt. Ökologischer Raubbau und Globalisierung bringen alte, längst besiegt geglaubte

nahmen eingeführt und Pesthäuser gekennzeichnet; italienische und französische Ärzte sollen zum Schutze eine Art Maske in Form eines Schnabels getragen haben. Ende des 18. Jahrhunderts wurde die Pockenschutzimpfung

Ökologischer Raubbau und Globalisierung bringen alte sowie unbekannte Infektionskrankheiten mit sich

eingeführt. Ihre Blütezeit erlebte Hygiene dann im 19. Jahrhundert. Öffentliche und private Hygiene wurden

Voller Euphorie begann man die »Goldenen Zwanziger«-Jahre, obwohl das Virus noch immer in der Bevölkerung zirkulierte. Teilweise wurden die Isolationsmaßnahmen öffentlich aufgehoben, teilweise ergriffen die Menschen selbst die Initiative und legten die Vorsichtsmaßnahmen ab, auch wenn dadurch Ansteckung und möglicherweise Tod in Kauf genommen wurden.

Jahrzehnte später führte die Hongkong-Grippe von 1968/70 zu überfüllten Krankenhäusern und einem »Bestattungsnotstand«. Masken kamen zum Einsatz; im Winter 1969/70 wurden Schulen geschlossen und in manchen Wirtschaftsbereichen die Produktion heruntergefahren – jedoch zumeist

konnte nach Deutschland eingeschleppt werden. Mehr und mehr jedoch galten die Infektionskrankheiten in den kommenden Jahrzehnten als besiegt – durchaus auch befeuert von Medizin und Wissenschaft – oder als ein Problem des »Globalen Südens« wie HIV/Aids, und die Hygiene geriet aus dem Blick: Jahrzehnte ohne Krieg – zumindest vor der eigenen Haustüre –, unbegrenzte Mobilität und eine moderne Hightech-Medizin versprachen Wohlstand und sichere Lebensjahre. Hygiene wurde nun eher in ihrem Übermaß thematisiert und etwa für das Ansteigen von Allergien verantwortlich gemacht.

Trotz einiger Warnschüsse zu Beginn des 21. Jahrhunderts – Vogelgrippe,

und keine »bises« mehr, Schulschließungen, Homeoffice, Abstand. Als die Bedeutung der Aerosole als Übertragungsweg immer klarer hervortrat, erfuhr die »Masken« Konjunktur: erst selbst genäht, dann abgelöst durch industriell gefertigte medizinische oder FFP2-Masken – mit einigen wohl vermeidlichen Skandalen wegen mangelnder Qualität oder Korruption bei der Beschaffung. Ein Klassiker in der Geschichte der Epidemien ist die Identifizierung vermeintlich Schuldiger, entweder Personen aus gesellschaftlichen Randgruppen oder Fremde. Hier nun ging der Blick eindeutig nach China. Eine erfolgreiche Impfung, begleitet von einer entsprechenden Kampagne,



Der Therapieroboter PARO soll Kommunikation und Zuwendung in der Altenpflege simulieren, Japan 2009

sowie auch bisher unbekannte Infektionskrankheiten mit sich. Zunehmende Antibiotika-Resistenzen und fehlende medizinische Interventionsmöglichkeiten lassen traditionelle Aspekte der Hygiene in den Blick rücken. Dieser aus dem Griechischen stammende Begriff meint einerseits die Lehre von der Gesundheitserhaltung des Einzelnen wie auch der Allgemeinheit, andererseits schließt er zudem alle Maßnahmen zur Erhaltung der Gesundheit sowie die Vermeidung bzw. Bekämpfung von epidemisch und pandemisch auftretenden Infektionskrankheiten mit ein. Seit jeher beschäftigen sich die Menschen mit Aspekten der Hygiene, allerdings waren die Maßstäbe für Sauberkeit und Körperhygiene einem ständigen Wandel unterworfen: Im Zuge des Schwarzen Todes, der großen Pestepidemie 1346 bis 1353, die in Europa 25 Millionen Todesopfer gefordert haben soll – ein Drittel der Bevölkerung –, wurden etwa Quarantänemaß-

zur Grundlage für die Industrialisierung und den aufkommenden europäischen Welthandel, denn nichts wurde mehr gefürchtet als eine Unterbrechung des Handels. Öffentliche Gesundheitsfürsorge wurde zu einer Aufgabe des Staates und erstreckte sich auf Trinkwasserversorgung und Kanalisation, Lebensmittelhygiene, Gesundheitserziehung und viele weitere Felder des modernen städtischen Lebens.

Das 20. Jahrhundert war geprägt durch »grippeartige« Erkrankungen. Die Spanische Grippe von 1918/20 übertraf mit einer geschätzten Zahl von bis zu 50 Millionen Todesfällen weltweit die Anzahl der durch Kriegseinwirkung Gestorbenen. Vielen Städten gelang es mit Quarantäne, Ausgehverboten und Schulschließungen die Todeszahlen zu senken. Als die Pandemie abflaute, endete sie auch sozial. Der Erste Weltkrieg war vorbei, die Menschen wollten Krieg und Krankheit hinter sich lassen und so war die Grippewelle schnell vergessen.

nur als Reaktion auf einen Ausbruch und nicht präventiv als Gesundheitsvorsorge, wie es während der Covid-19-Pandemie gehandhabt wurde. Medikamente wurden knapp: Antibiotika, fiebersenkende Mittel, Hustensäfte. Dennoch reagierte die Politik weitgehend empathielos und setzte auf Herdenimmunität. Wie weit hier noch eugenische Gedanken an Auslese aus der ersten Jahrhunderthälfte – es trifft sowieso nur Alte und Kranke – im Spiel waren, sei dahingestellt, auf jeden Fall traf die Pandemie auf eine Nachkriegsgesellschaft, für die Leid und Tod durch Kriegs- und Hungererfahrungen noch wesentlich präsenter waren und deren Resilienz offenbar stärker ausgeprägt war.

Die Infektionskrankheiten blieben aber weiterhin im Fokus. Sogenannte Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter wurden bei der Anwerbung noch im eigenen Land vor allem auf Tuberkulose untersucht, aus Furcht, die Krankheit

Schweinegrippe, SARS und MERS – traf Sars-CoV-2 Politik und Gesellschaft unvorbereitet. Noch zu Beginn von 2020 wurde die Seuche von Politik und Medien bagatellisiert und von

Was hoffentlich im kulturellen Gedächtnis bleibt, ist, dass das Leben eine unsichere Angelegenheit ist

der Gesellschaft als Problem Chinas wahrgenommen. Erst die Schreckensbilder aus italienischen Krankenhäusern und von so vielen Toten, dass gezielte Bestattungen unmöglich wurden, ließen aufschrecken. Unklarheit über die Ansteckungswege und fehlende Medikamente führten zurück zu klassischen Hygienemaßnahmen: Händewaschen und Körperkontakt vermeiden; kein Händeschütteln

beschleunigte das Endemisch-Werden von Corona. Die Sterberaten sinken, andere Schrecken beherrschen nunmehr die Titelseiten der Medien und den politischen Diskurs. Die Masken fallen (nicht so in Asien), Veranstaltungen finden wieder statt und auch die notorischen deutschen Händeschüttler sind schon wieder unterwegs. Angesagt ist weiterhin das Händewaschen – vielleicht weil es symbolisch aufgeladen ist –, eine Aufarbeitung der Pandemie findet jedoch (noch) nicht statt, die Verantwortlichen jedenfalls waschen ihre Hände in Unschuld. Was hoffentlich im kulturellen Gedächtnis bleibt, ist, dass das Leben eine unsichere Angelegenheit ist. Nach der Pandemie ist vor der Pandemie.

Jörg Vögele ist Stellvertretender Direktor und Kurator der Graphiksammlung Mensch und Tod am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

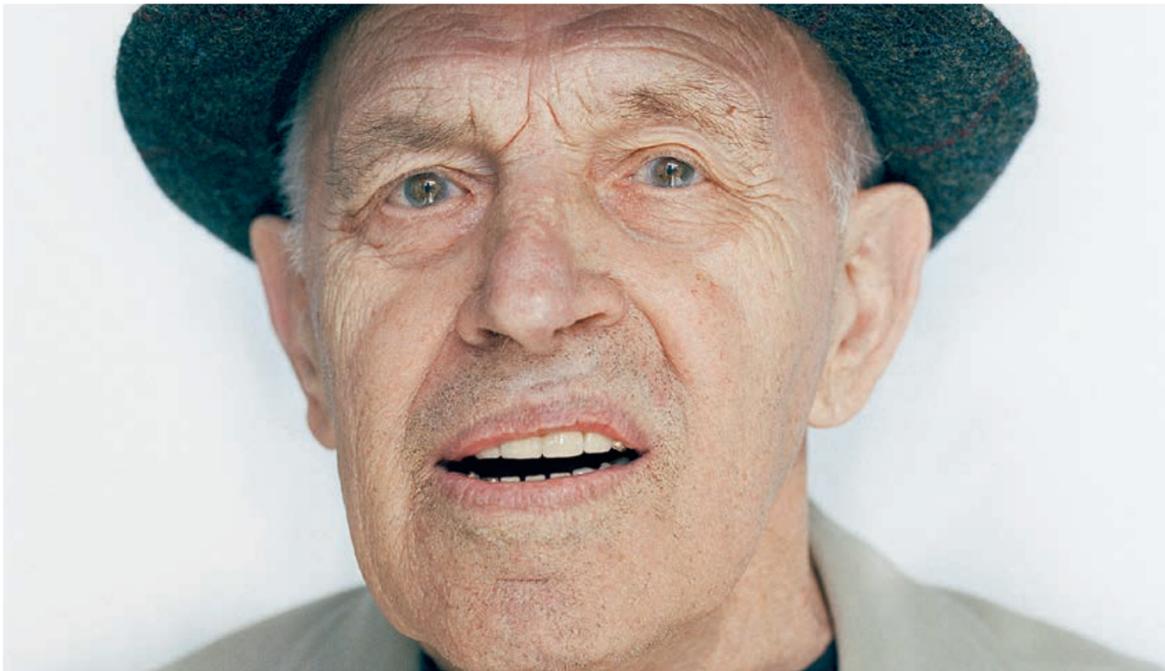


FOTO: DHMD, FOTOGRAF: PETER GRANSE

Aus der Porträtserie »Alzheimer« von Peter Granser erwarb das DHMD 2014 drei Motive

»Wir müssen neue Räume entwerfen«

Sascha Roesler im Gespräch zu Hygiene in der Stadtplanung

Ludwig Greven spricht mit dem Schweizer Urbanisationsforscher Sascha Roesler über die Bedeutung der Hygiene für Stadtplanung und Architektur, ihre soziale und kulturelle Dimension und über veränderte Wohnformen als Folge der Coronapandemie.

Ludwig Greven: Herr Roesler, seit wann spielt Hygiene für die Planung von Siedlungen und Städten eine Rolle?

Sascha Roesler: Wichtige medizinische Erkenntnisse zur Hygiene in der Stadt entstanden seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Seither wurde die Hygiene immer mehr zu einem wissenschaftlichen Thema, das stark mit der Entwicklung der Architektur und der Städteplanung zusammenhing – Stichwort: Kanalisation. Verdichtet hat sich diese Entwicklung Anfang des 20. Jahrhunderts in der modernen Architektur. Man könnte jedoch auch schon die Eingriffe von Georges-Eugène Haussmann in Paris unter diesem Vorzeichen verstehen. Er hat Altstadtquartiere abreißen und von neuen Achsen durchdringen lassen. Das Auflockern der Stadt ist generell ein wichtiges Anliegen der Moderne, um Luft und Licht in das städtische Gefüge hineinzubringen. Dahinter standen immer auch soziale Fragen, denn die Hygiene war und ist ein interdisziplinäres Feld von Sozial- und Lebensreformern. Dazu gehören Politiker, Mediziner, Städtebauer und Architekten. Eine wichtige Wegmarke war die Hygieneausstellung in Dresden 1911. Seitdem lautet das Ziel: Hygiene soll das Leben insgesamt unter modernen Vorzeichen reformieren.

Vorindustrielle Städte waren aufgrund der engen Bauweise und der ungesunden Lebensverhältnisse Herde für Seuchen aller Art. Die alten Römer dagegen bauten Aquädukte für frisches Wasser, Kloaken und Thermalbäder. Wussten sie mehr über Hygiene?

Ja, in allen Kulturen der Welt kann man ein altes Wissen zur Hygiene finden. Aber auch römische Städte wurden von Epidemien heimgesucht und bereits damals war die Hygiene auch sozial strukturiert. Spannend ist, wie sich das heute weiter konkretisiert, auch im Zeichen der ökologischen Krise. Das könnte zu einem neuen Bewusstsein von Hygiene führen.

Arbeiterquartiere und Armenviertel waren und sind sehr dicht bebaut, ohne Grün und Luft. Die Viertel der Reichen dagegen sind bis heute weitläufig, mit großen Grundstücken, Parks und Swimmingpools. Ist urbane Hygiene eine Frage des Geldbeutels?

Sicherlich auch. Die Überlegungen zur Hygiene seit Ende des 19. Jahrhunderts bezogen sich zentral auf die Überbelegung der Mietskasernen. Damals haben sich dort fünf bis 15 Menschen einen Raum geteilt. Oft wurde untervermietet, weil Wohnen so teuer war. Es wurde in Schichten geschlafen und gearbeitet. Es gab kaum fließendes Wasser, höchstens in der Küche, und nur wenige Toiletten. Das waren die Orte, für die der Begriff »Slums« geprägt wurde. Seither hat sich viel getan; diese Probleme haben wir zum Glück in den zentraleuropäischen Städten nicht mehr.

Die Coronapandemie hat die Bedeutung der Hygiene nachdrücklich ins Gedächtnis gerufen. Welche Folgen hat das für die Stadtgestaltung und das Bauen der Zukunft?

Das ist schwer zu sagen. Es wurde in den vergangenen zwei Jahren unter Architekten viel darüber spekuliert. Ich sehe da noch keine klare Tendenz. Das Homeoffice wird jedoch auf jeden Fall für einen Teil der Bevölkerung eine Relevanz behalten.

Braucht es neue Bauvorschriften?

Die extreme Überbelegung der Arbeiterquartiere hat seit Beginn des 20. Jahrhunderts zu neuen städtebaulichen Regelungen geführt: zur Begrenzung der Wohnungsbelegung und zur Reduktion der Anzahl Bewohner pro Fläche. Das wirkt bis heute nach. Ich denke, in gewissen Stadtgebieten könnte es heute hingegen wieder dichter werden. Dafür bräuhete es eine erneute Anpassung der Bauvorschriften.

Aber jetzt geht es wohl eher um Abstand?

Das Näheverhältnis zwischen Menschen ist immer kulturell und sozial aufgeladen. Das kann man schwer verordnen. Das kommt aus der Gesellschaft heraus. Es ist die Frage, was von den Direktiven der Corona-Zeit an neuen Verhaltensweisen im öffentlichen Raum bleiben wird. Dass man sich zum Beispiel einreicht und vorne rein- und hinten wieder rausgeht, stellt eine neue Art dar, den Raum zu organisieren. Ich könnte mir vorstellen, dass das bleibt, weil dies den Leuten das Gefühl vermittelt, dass sie so vor Übertragungen geschützt sind. Interessant wird auch sein zu beobachten, wie sich

der Bürobau verändern wird. Das hängt auch von den Firmen ab. Wenn es zu großen Leerbeständen in den Innenstädten kommen wird, würde das viel Freiraum für neue, vielleicht auch temporäre Nutzungen freisetzen.

Ende des 19. Jahrhunderts kamen große Hallenbauten auf, für Bahnhöfe, Märkte, aber auch für Fabriken. Heute arbeiten viele in Großraumbüros. Hat das auch mit Hygiene zu tun?

Es ist schwer, da klare Kausalitäten auszumachen. Das lag auch an neuen Technologien wie dem Stahlbetonbau, der viel größere Spannweiten ermöglichte. Eine Gesellschaft nutzt so etwas aber auch immer, um ein neues Hygienebewusstsein zur Geltung zu bringen. Die Frage ist: Was steht jetzt an? Einen etwas klareren Trend sehe ich eher im Privaten. Weil immer mehr Menschen zu Hause arbeiten, wird das zu einer Anpassung der Wohnungsgrundrisse führen. Innerhalb von Siedlungen könnten intelligente Bauherren Coworking-Spaces einrichten. Die Städte werden immer heißer. Die Bewohner könnten daher auch draußen an ihren Computern arbeiten. Man muss jedoch diese Räume entwerfen und gestalten. Es werden neue semi-private, semi-öffentliche Räume benötigt, die vielfältig genutzt werden können.

Stadtplaner setzen wegen der Wohnungsnot auf Nachverdichtung. Steht das im Widerspruch zur Hygiene, die ja Distanz verlangt?

Nicht wirklich, weil schon jetzt die Menschen auf immer größeren Flächen leben. Die Wohnungsgröße pro Bewohner hat deutlich zugenommen. Und der Hygienestandard ist meist so hoch, dass es durch Verdichtung nicht zu gefährlichen Nähen kommt. Aber es ist natürlich ein großer Unterschied, ob man zu fünf in einer Dreizimmer-Sozialwohnung lebt oder ob man zur Upper-Middle-Class gehört und fünf Zimmer zu zweit teilt. Deshalb muss man über die sozialen Unterschiede reden, auch mit Blick auf die Hygiene.

Zwingen solche Veränderungen zu mehr Flexibilität der Wohnungen, damit man sie je nach Bedarf anders nutzen kann, auch wenn beispielsweise die Kinder ausziehen?

Die Nutzung der Wohnungen ist bei uns sehr determiniert. Zwar wurde da in den 1960er und 1970er Jahren experimentiert. Aber es hat sich gezeigt: Niemand möchte eine Wand verschieben. Wir wollen einziehen und alles ist fertig. Und wir können kaum noch einen Hammer bedienen. In den meisten Orten der Welt ist es anders. Da bauen die Leute an ein

Eine coronabedingte Abwanderung aus den Städten konnte ich jedoch nicht beobachten. Die Corona-Probleme waren in Kleinstädten außerdem die gleichen. Alle zirkulieren heute mit dem Auto oder den öffentlichen Verkehrsmitteln. Deshalb gibt es bei der Verbreitung von Erregern kaum einen Unterschied zwischen den urbanen Zentren und den Agglomerationen

kleines Haus neue Räume an, wie es das früher auch bei uns gab. In Europa hieß das zu Beginn des 20. Jahrhunderts »das wachsende Haus«. Dennoch ist die Idee wichtig, dass Räume unterschiedlich genutzt werden können. Eine Küche muss heute nicht mehr zwingend nach Küche aussehen. Man muss Wohnungsgrundrisse entwickeln, die eine vielfältige Nutzung ermöglichen.

Die Pandemie hat die Flucht aufs Land verstärkt. Aus ökologischen Gründen ist das verpönt – wegen der Zersiedlung der Landschaft und der langen Fahrtwege mit entsprechendem CO2-Ausstoß. Lebt es sich außerhalb der Städte und im Eigenheim am Stadtrand gesünder?

Nicht unbedingt. Unsere Gesellschaften sind so oder so stark urbanisiert. Auch außerhalb der Großstädte finden sich Internet, Supermarkt, Schulen, Kliniken. Worüber jetzt diskutiert wird, sind Erfahrungen noch aus Pest-Zeiten. In der italienischen Renaissance etwa hatten die Adligen ihre Landhäuser, und auch heute haben Vermögendere Zweitwohnungen auf dem Land. Eine coronabedingte Abwanderung aus den Städten konnte ich jedoch nicht beobachten. Die Corona-Probleme waren in Kleinstädten außerdem die gleichen. Alle zirkulieren heute mit dem Auto oder den öffentlichen Verkehrsmitteln. Deshalb gibt es bei der Verbreitung von Erregern kaum einen Unterschied zwischen den urbanen Zentren und den Agglomerationen.

Welche Rolle spielen bei der Stadthygiene Parks und andere öffentliche Grünflächen, die Begrünung von Dächern und Fassaden oder Urban Gardening?

Das ist ein zentrales Thema. Die zwei Jahre der Pandemie haben gezeigt, wie wichtig es ist, dass es weitläufige öffentliche Parks und auch privat nutzbare Gärten gibt. Diese grünen Räume stehen für Lebensqualität. Der Innenraum der Wohnungen muss sehr bewusst im Verhältnis zu einem ausreichenden öffentlichen Raum stehen, der Distanz ermöglicht.

Wir haben bislang nur über Europa gesprochen. Die Verstädterung nimmt jedoch weltweit zu, bald wird mehr als Hälfte der acht Milliarden Menschen in Städten leben, in den Megacities Afrikas, Asiens und Lateinamerikas häufig in Slums mit extrem ungesunden Verhältnissen. Was kann man dort tun, um die hygienischen Standards zu verbessern?

Menschen im »Globalen Süden« waren in Zeiten der Coronapandemie kaum vorstellbaren Herausforderungen ausgesetzt. Die Privatsphäre ist, wie wir auch aus der Geschichte des europäischen Wohnungsbaus wissen, ein Luxusgut, das sehr viele Menschen nicht besitzen. Dazu kommen fehlende Impfstoffe sowie die Unterversorgung mit essenziellen Technologien der städtischen Hygiene wie sauberes Trinkwasser und Kanalisationen. Da Pandemien weltweit zirkulieren, wäre eine weit stärkere Solidarität des »Globalen Nordens« mit den Ländern des »Globalen Südens« eigentlich Pflicht.

Wie und wo wohnen Sie selbst?

Ich wohne in Zürich und unterrichte im Tessin. Dorthin pendle ich mit dem Zug und übernachtete dann dort. Im Vergleich zu Deutschland ist Zürich, die größte Stadt der Schweiz, klein, aber mit sehr viel Grünräumen. Wir wohnen in Flussnähe. Es ist mein Ritual, da entlangzulaufen, aus der Stadt raus oder in Richtung Innenstadt. Während der Pandemie war das für mich essenziell.

Vielen Dank.

Sascha Roesler ist Professor für Urbanisationstheorie und städtische Umwelt an der Akademie für Architektur der Universität der italienischen Schweiz in Mendrisio. Ludwig Greven ist freier Publizist

Der Klimawandel triggert Volkskrankheiten

Claudia Traidl-Hoffmann im Gespräch über Umwelthygiene

Menschen auf der ganzen Welt leiden unter den Folgen des wärmeren Klimas. Forscherinnen und Forscher in Augsburg untersuchen gesundheitsrelevante Verknüpfungen von unterschiedlichen Umweltfaktoren. Die Umweltmedizinerin Claudia Traidl-Hoffmann verbindet die Themen Klima, Gesundheit und Hygiene auf in Deutschland einzigartiger Weise in Forschung und Lehre. Sandra Winzer spricht mit ihr über die Auswirkungen des Klimawandels auf Gesundheit, Hygiene, Gesellschaft und Kultur.

Kreislauf-Erkrankungen wie Herzinfarkte, Schlaganfälle. Aber auch mentale Erkrankungen werden begünstigt: Zukunftsängste, Depressionen, aber auch Erkrankungen wie Multiple Sklerose, Demenz und Alzheimer. Diabetes wird durch die Erderwärmung auch schlimmer. Aber auch Folgeerkrankungen der Diabetes wie chronische Wunden. Auch sie verschlimmern sich gerade bei Hitze. Ein letzter großer Punkt sind die Allergien, die durch Veränderung von Ökosystemen häufiger und stärker auftreten. Pollen fliegen länger im Jahr, wir haben mehr Pollen pro Tag und auch neue Pollen. Das alles führt dazu, dass diese Volkskrankheiten massiv zunehmen.

bleiben uns, auch gesundheitlichen Problemen gegenzusteuern? Das große Thema ist die Prävention. Wir müssen dafür sorgen, dass wir gesund bleiben. Da gibt es viele Möglichkeiten. Man mag es kaum glauben, aber Rauchen ist ungesund. Man kann auf Rauchen verzichten, sich bewegen, sich gesund ernähren – es gibt viele Möglichkeiten, wie man seinen Körper gesund hält. Man kann auch versuchen, in einer Stadt zu leben, in der viel Grün ist. Da sind aber natürlich die Möglichkeiten des Einzelnen reduziert. Die Verantwortung, dass wir uns Lebensräume schaffen, die uns gesund halten, ist aber eine ganz große. Rauchen, Alkohol – das alles

planetaren Gesundheit, über die wir sprechen.

Würden Sie sagen, wir müssen uns heutzutage auf noch stärkere Weise gesünder halten als zu Zeiten, in denen der Klimawandel noch nicht so fortgeschritten war? Auf alle Fälle. Nicht nur wegen des Klimawandels, sondern auch wegen der nächsten Pandemie, die auf uns zukommt. Wer ist in der Coronapandemie umgefallen? Die Vorerkrankten und Alten. Alt zu werden – das ist der natürliche Verlauf und die einzige Möglichkeit, lang zu leben. Wir wollen aber gesund alt werden. Dafür können wir etwas tun.

Leben leisten können. Es kann nicht sein, dass sich Menschen, die arm sind, das 1-Euro-Fleisch kaufen müssen. Dass Menschen mit wenig Geld eben nicht das bessere Fleisch bekommen können. Wenn überhaupt Fleisch, dann direkt vom Bio-Bauern, vom Ort, der Fauna, Flora und das Tierwohl im Sinn hat. Das ist besser für den Menschen, das Tierwohl und die Umwelt. Darüber hinaus ist die Nahrungsmittelversorgung ein großes Thema. Ein weiterer Punkt ist die große Ungerechtigkeit, dass Menschen, die sowieso benachteiligt sind, durch Erkrankungen oder Wohnorte, weiter ein höheres Risiko für ihre Gesundheit haben. Wo leben Menschen, die weniger Geld haben? Mitten in der Stadt, direkt an der befahrenen Straße. Es sind jene Menschen, die schließlich langfristig massiv unter der Hitze und den Folgen des Klimawandels leiden werden.

Ihr Ansatz in Augsburg ist es, die Forschung zu vernetzen, mit Kliniken zusammenzuarbeiten und parallel weiter aufzuklären. Inwiefern kann die Wissenschaft hier künftig weiterhin ihren Beitrag leisten?

Die Wissenschaft muss erst einmal Wissenschaftskommunikation betreiben. Das wird mittlerweile großgeschrieben und auch ich habe es mir auf die Fahnen geschrieben, deswegen gebe ich auch gerne Interviews. Es geht darum, dass wir den Menschen erklären, was das alles bedeutet. Insbesondere müssen wir erklären, dass der Klimawandel nicht nur ein Problem für die Eisscholle des Eisbären ist, sondern dass es wirklich uns hier in Deutschland betrifft. Ich stehe gerade in Augsburg, es betrifft mich hier direkt vor Ort. Das müssen wir transportieren. Durch das Verständnis kommt dann hoffentlich auch in die Aktion. Einmal, dass wir Anpassungsstrategien entwickeln, aber auch, dass wir sehen, dass wir Grenzen der Anpassung haben. Wir können uns nicht, wie Markus Lanz einmal sagte, an eine vier Grad wärmere Erde anpassen. Das ist medizinisch nicht möglich. Da werden die Menschen sterben. Vier Grad mehr Wärme bedeuten massive Hitzeperioden in Deutschland. Je länger die Periode andauert, desto mehr Menschen werden sterben. Die Anpassung von uns Menschen hat medizinisch klare Grenzen. Deswegen müssen wir dafür sorgen, dass wir bei maximal zwei Grad Erwärmung bleiben. Am besten wären 1,5 Grad, wobei dieses Ziel wahrscheinlich schon verpasst ist.

Ihr Appell an die Menschen?

Was wünschen Sie sich, das nach unserem Gespräch bei den Lesenden hängen bleibt? Zuversicht. Die Zuversicht, dass wir als Menschheit wirklich den Sprung über den Abgrund schaffen. Die brauchen wir. Erst einmal geht es um die Macht der Einsicht, dass wir ein Problem haben. Danach aber muss Zuversicht folgen. Denn nur aus der Zuversicht heraus sind wir bereit, auch etwas zu tun. Zuversicht aber ist das, was ich mir für die Menschen wünsche.

Vielen Dank.

Claudia Traidl-Hoffmann ist Inhaberin des Lehrstuhls für Umweltmedizin an der Universität Augsburg. Sie leitet die Umweltmedizin in den Bereichen Forschung, Klinik und Lehre. Sandra Winzer ist ARD-Journalistin beim Hessischen Rundfunk

Ministère de la Santé Publique
Programme National de Lutte contre le SIDA
Niger



**LE SIDA S'ATTRAPE A DEUX
ET SE PREVIENT A DEUX.**

Das DHMD verfügt über ca. 10.000 internationale AIDS-Plakate – einer der weltweit größten Bestände, hier Niger um 1990

Sandra Winzer: Klimawandel, Gesundheit, Hygiene ... inwiefern hängen diese Begriffe zusammen?

Claudia Traidl-Hoffmann: Der Klimawandel beeinflusst das ganze System Mensch. Wie auch das ganze System Erde. Viele Faktoren des Klimawandels sorgen bei Menschen für Hauterkrankungen, Lungenerkrankungen, Herz-Kreislauf-Erkrankungen. Das führt nicht nur dazu, dass Volkskrankheiten vermehrt auftreten. Es gibt auch neue Erkrankungen: Infektionen oder vektorvermittelte Erkrankungen. Ein Beispiel ist das West-Nil-Fieber-Virus. Darüber hinaus gibt es z. B. neue Erreger – sogenannte Vibriolen, der über Wunden in den Körper gelangt. Es ist ein ganzes Portfolio von Erkrankungen, das der Klimawandel verursacht und/oder begünstigt.

Sie sagen: »Klimawandel triggert Volkskrankheiten«. Was ist da dran? Das sind alles umweltbedingte, chronisch entzündliche Erkrankungen, die getriggert werden. Oder Herz-

Wie können wir Risikofaktoren aus der Umwelt erkennen?

Es gibt Informationssysteme über Schadstoffe in der Luft, aber auch z. B. über Pollen. In Bayern haben wir ein automatisches Polleninformationssystem. Dann gibt es auch Hitzewarnsysteme über den Deutschen Wetterdienst. Das sind aber viele unterschiedliche Informationsquellen, die die Recherche für den einzelnen Menschen nicht einfacher machen. Wir sind gerade dabei, alle uns bekannten Umweltgefahren in eine App reinzupacken. Mit der können wir die Menschen dann bestenfalls personalisiert vorwarnen. Eine ältere Dame müssen wir ganz anders warnen und ansprechen als etwa einen jungen Mann. Wir Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wollen versuchen, Menschen umfassend zu informieren – am besten über ein Medium.

Wie können wir Volkskrankheiten auch bei sich ändernden Umweltbedingungen verhindern und bekämpfen? Welche Möglichkeiten

sind Dinge, die uns schleichend umbringen. Auf der anderen Seite brauchen wir auch eine Städteplanung, die Städte generiert, die gesund halten. Planungen, die eine hohe Artenvielfalt in den Städten begünstigen – mit Grünflächen, Sportmöglichkeiten und Unterstützung der mentalen Gesundheit. Es ist sehr vielfältig, aber das Schlagwort ist und bleibt Prävention. Es geht um die Gesunderhaltung einer Gesellschaft, die altert und natürlich auch durch die Pandemie weiter geschwächt ist. Wir haben natürlich durch die Pandemie viele Lungenerkrankte »produziert«.

Wurde die Coronapandemie durch den Klimawandel begünstigt?

Durch den Klimawandel nicht direkt, sondern eher durch die schwindende planetare Gesundheit. Der Mensch überschreitet immer mehr planetare Grenzen. Die Artenvielfalt spielt dabei eine große Rolle und das Eindringen des Menschen in Tierreiche, in denen er nichts zu suchen hat. Insofern ist es eher diese Krise der

Vom Loch im Boden zur High Tech Appliance

Gefeiert, geliebt oder gar nicht vorhanden: Toiletten in Asien

LENA BODEWEIN

Mitten in der Südsee, 50 Flugstunden von Deutschland entfernt, sitzt Claire Anterea am weißen Korallenstrand einer türkisblauen Lagune. Der Wind weht sanft durch die Palmlätter, und er bringt einen Duft mit sich, der gar nicht hierher passt: Fäkalien. Claire deutet auf ein Kackehäufchen am Spülraum, nicht weit davon entfernt liegt noch eines: »Wir finden es völlig natürlich, an den Strand zu gehen, um uns zu entleeren.« Auf den 32 Atollen des winzig kleinen Pazifikstaats Kiribati leben 100.000 Menschen, mehr als die Hälfte davon auf der Hauptinsel, Süd-Tarawa. Ein langer schmaler Streifen, Lagune, Strand, Straße, Strand, Ozean – oft ist die Insel nicht breiter als 300 Meter. Und es gibt viele flache

Je nach Definition haben zwei Milliarden Menschen auf der Welt keinen Zugang zu einer Toilette oder einer Latrine

Bereiche im Spülraum, die sehr ... einladend sind als Klo-Ersatz. Aber, sagt Claire Anterea: »Vielleicht ist das auf den abgelegeneren, weniger besiedelten Inseln noch in Ordnung, weil es da so viel Platz gibt und das Wasser alles wegschwemmt. Aber hier auf Süd-Tarawa ist es ein Problem, weil hier so viele Menschen leben. Unser Brunnenwasser ist unrein geworden. Und die Kinder werden krank.«

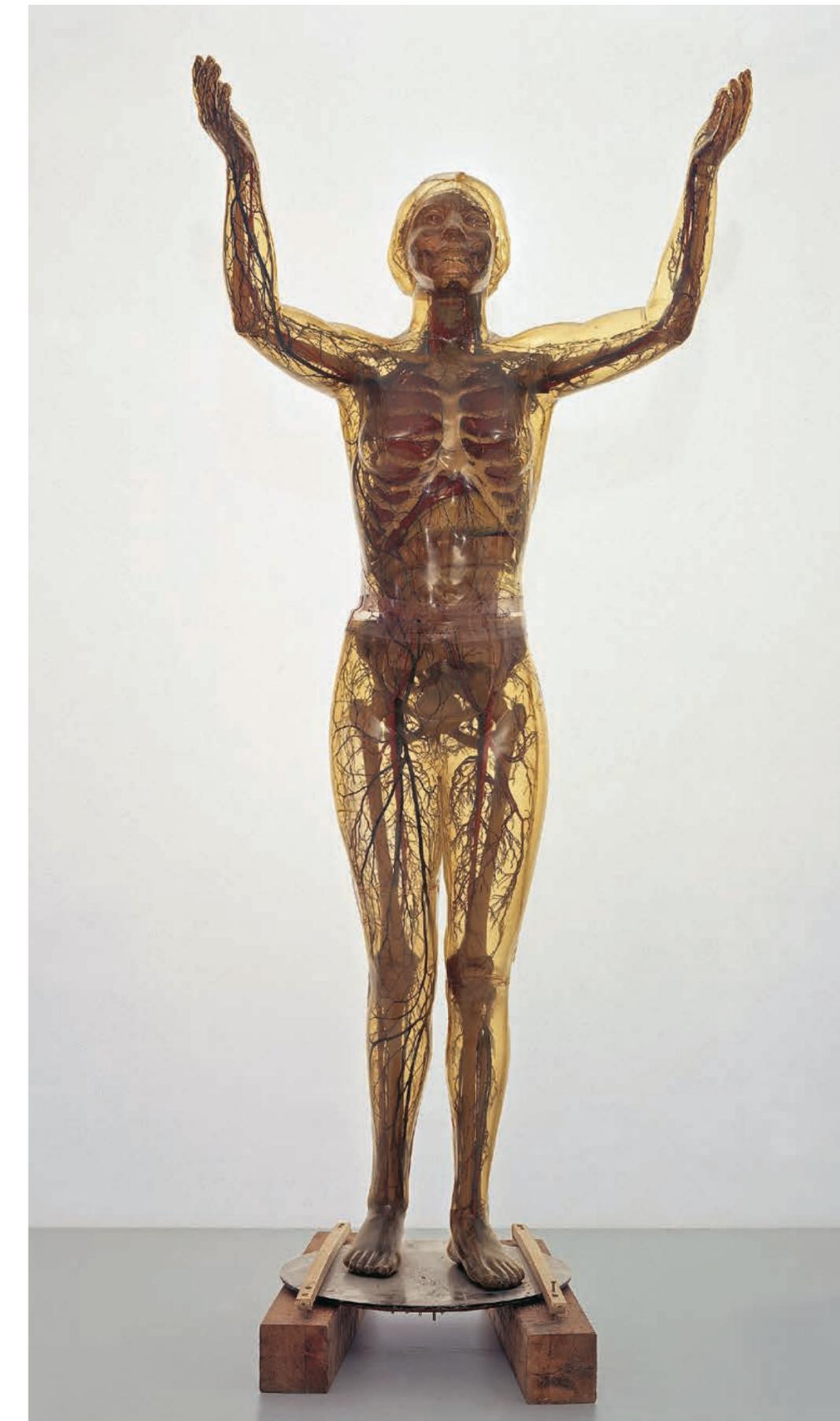
Im Auftrag der Regierung kämpft Claire Anterea für sauberes Wasser und Toiletten für alle in Kiribati, einem bitterarmen Land, in dem sanitäre Einrichtungen Mangelware sind. Einer ihrer wichtigsten Feiertage ist, laut Claire, der Welttag der Toilette. Jeden 19. November feiern sie ihn groß, »es sieht aus wie am Unabhängigkeitstag, alle tragen Uniform, viele Gruppen und Gemeinden nehmen teil«, erzählt sie, »und das ganze Jahr über gibt es Wettbewerbe in den Dorfgemeinschaften, wer die sauberste Toilette hat«. Gemeinschaftstoiletten, zumeist, wenn überhaupt.

Je nach Definition haben zwei Milliarden Menschen auf der Welt keinen Zugang zu einer Toilette oder einer Latrine. Weitere anderthalb Milliarden müssen sich einen Abort mit anderen Haushalten teilen, und die Entsorgung der Fäkalien ist nicht gesichert. Sprich: Sie können jederzeit das Trinkwasser verunreinigen. Heißt: Knapp die Hälfte der Weltbevölkerung hat kein eigenes und vor allem kein hygienisches Klo.

Das heißt, je nach Weltgegend: Mädchen und Frauen riskieren ihr Leben, wenn sie im Dunkeln auf Felder gehen, wo ihnen womöglich Gewalt droht. Mädchen ohne Toilette in der Schule brechen ihren Schulbesuch oft ab, sobald sie in die Pubertät kommen.

Wenn sanitäre Anlagen fehlen, verbreiten sich Durchfallerkrankungen – und die töten mehr Kinder als Aids, Malaria und Masern zusammen – täglich sterben deshalb 700 Kinder jünger als fünf Jahre. Auch auf Kiribati sind diese Krankheiten sehr verbreitet – und viele Mütter sind um die Gesundheit ihrer Kinder besorgt. Sie tragen die Toilettenkampagnen von Claire Anterea von Dorf zu Dorf, sie wollen nicht mehr das Meer als Toilette nutzen und verstehen Claires Botschaft: »Gesunde Familie durch sauberes Klo.«

Szenenwechsel. Von der bitterarmen Südseeinsel Kiribati in die High-tech-Nation Japan. Ein Badezimmer-



Die erste Gläserne Frau aus den Werkstätten des DHMD, 1936

besuch in Tokio, es ist Winter. Das Klo öffnet automatisch den Deckel, sobald der Gast den Raum betritt. Das Zimmer ist kalt, doch die Klobrille beheizt – das freut den Hintern. Und weil dies ein sogenanntes Washlet ist, sind Bidet und Toilette hier quasi kombiniert. Sprich: Hinterher wird direkt gewaschen, mit einstellbarem, weichem Strahl aus warmem Wasser. Man kann wählen, ob in den vorderen oder hinteren Bereich gezielt werden soll. Und weil auch trockenengeföhnt wird, braucht es kein Klopapier. Groß, klein oder eco – die Wassermenge, die beim Spülen verbraucht wird, ist einstellbar. Bei besonders umweltfreundlichen Modellen sitzt auf dem Spülkasten ein Wasserhahn: Aus ihm läuft das Wasser in eine Öffnung auf dem Spülkasten und füllt ihn wieder

auf – kann aber vorher eben noch zum Händewaschen benutzt werden. Japanische Toilettentechnologie ist führend in einem Segment, das viel zu vielen Menschen immer noch zu peinlich ist, um groß (oder klein) darüber zu reden. Apropos: Das Modell »Geräuschprinzessin« ist mit künstlichem Spülgeräusch ausgestattet – eine Konzession an das Schamgefühl der Japanerinnen und Japaner. Der Plätscher-Sound überdeckt alles, was womöglich vermuten ließe, dass da jemand eine Toilette benutzt.

So ein Luxus-WC muss es nicht für alle Menschen sein – aber dass sie überhaupt Zugang zu sanitären Einrichtungen haben, dafür setzt sich Jack Sim ein. Er hat die WTO in Singapur gegründet; nicht die World Trade Organisation, aber er hat mit Absicht dieselbe

Abkürzung gewählt, weil seine UN-Organisation mindestens ebenso wichtig sei: die World Toilet Organisation.

Jack Sim nennt sich »The World's Number two man« – das ließe sich übersetzen als »Der Mann fürs große Geschäft«. Kein Kalauer ist ihm zu tiefgegriffen, um seine Mission ins Gespräch zu bringen. Videos der Weltorganisation für Toiletten zeigen, wie er als lebensgroße Toilette verkleidet seine Haare mit einer – sauberen – Klobürste kämmt. Jack Sim kennt keine Berührungssängste. »Die meisten Menschen tun so, als gingen sie nie auf Toilette, als hätten sie keine Beziehung dazu!« Aber nicht mit ihm – er ist tatsächlich so etwas wie ein Kämpfer für »Sanitäre Gerechtigkeit«, auch auf höherer Ebene: »Den Regierungen wird klar, dass

Hygiene und Toiletten Krankheiten verhindern und die Produktivität ihrer Bevölkerung steigern und mehr Steuereinnahmen bringen«, sagt Sim. Als früherer Unternehmer und Selfmade-Millionär im Alter von 30 weiß er, welche Argumente bei wem verfangen.

Dass fast die Hälfte der Weltbevölkerung kein eigenes und vor allem kein hygienisches Klo hat, das sollte, um es deutlich wie Jack Sim auszudrücken, niemandem am Allerwertesten vorbeigehen. Bisher landet die Hälfte der menschlichen Fäkalien unbehindert im Boden, in Flüssen und Meeren, im Trinkwasser. Das gefährdet eines der nachhaltigen Entwicklungsziele der Vereinten Nationen: sauberes Wasser und sanitäre Anlagen für alle bis 2030. Darum betont die UNO, die Anstrengungen, dieses Ziel zu erreichen, müssten vervierfacht werden. Das ist ganz in Jack Sims Sinne. Als er in Singapur aufwuchs, »da hatten wir kein eigenes Klo, es gab nur ein Häuschen für mehrere Familien, und da war ein Eimer. Alles lag darin, Binden, Kacke, Klopapier – und immer flogen Fliegen um dich herum, das war traumatisch.« Inzwischen hat Singapur mit die schönsten, duftigsten und saubersten Toiletten der Welt. In öffentlichen Bedürfnisanstalten gibt es aber nicht nur die westlichen Sitztoiletten, sondern auch Hock-Klos über einer Öffnung im Boden. So ist es ein Großteil der chinesischstämmigen Bevölkerung gewohnt. Und um Missverständnissen vorzubeugen, warnen Piktogramme davor, sich mit den Füßen auf die Klobrille zu hocken.

Ein Extra, das viele asiatische Toiletten besitzen, ist die sogenannte »Bum Gun«. Oft besteht diese scherzhaft so bezeichnete »Po-Pistole« nur aus einem Schlauch mit einem Griffventil, der an die Wasserspülung angeschlossen ist. Und wenn man den Griff an den Schlauch heranzieht, schießt ein Wasserstrahl zur Reinigung der hinteren Körperöffnung heraus. Bidet to go, quasi.

Mädchen ohne Toilette in der Schule brechen ihren Schulbesuch oft ab, sobald sie in die Pubertät kommen

Ob in einer Hock- oder Sitztoilette, fast jedes Örtchen ist damit ausgestattet – das spart Klopapier. In vielen Ländern Südostasiens staunt man sowie so über den westlichen Wunsch nach Papier – aufwändig in der Herstellung, materialintensiv, nur um sich »den Po aufzukratzen und trotzdem nicht sauber zu sein«, wie es ein Indonesier mir gegenüber formulierte.

Ob zum Hocken oder Sitzen, mit Wasser oder Papier: Jack Sim findet, dass Toiletten zelebriert werden sollten. So wie Claire Anterea auf Kiribati es sich wünscht – sie träumt von dem romantischsten Klo, das es hier jemals gab. Vielleicht am Ende eines langen Steges, über der Lagune, so wie es ganz früher auch auf Kiribati war, nur modern und mit hygienischer Entsorgung. Ein »Sanitation Café« – es soll einladend sein, erst der Toilettengang, dann ein Kaffee, die Frauen plaudern, sitzen im Wind und das türkisfarbene Wasser plätschert gegen die Stegpfosten. Ohne Häufchen.

Lena Bodewein ist Redakteurin im NDR Programmbereich Kultur. Zuvor war sie sechs Jahre lang als ARD-Hörfunkkorrespondentin in Südostasien tätig und kennt – nicht nur – Toiletten von Myanmar bis Fidschi

FOTO: DHMD, FOTOGRAF: WERNER LIEBEKNECHT



Noch immer cool – Federklemmer mit Lichtschutzgläsern, Deutschland um 1900

FOTO: DHMID, FOTOGRAF: DAVID BRANDT

Demokratisches Schwitzen

Drei Fragen an Mikko Fritze und Mikaela Mäkelä zur finnischen Saunakultur

Vor rund zwei Jahren wurde die Saunakultur in Finnland in die UNESCO-Liste des immateriellen Kulturerbes aufgenommen. Was bedeutet diese Anerkennung? Und wo liegen die Ursprünge dieser finnischen Tradition? Politik & Kultur fragt bei Mikko Fritze und Mikaela Mäkelä vom Finnland-Institut in Deutschland nach.

Was kennzeichnet die finnische Saunakultur?

Die Sauna ist einer der Orte, in denen Finninnen und Finnen zu sich selbst finden. Dabei ist sie kein gesondertes Wellnesserlebnis, in Finnland gehört die Sauna zum Alltag. Bei 3 Millionen Saunen auf 5,5 Millionen Einwohner haben fast alle, immer wenn sie es wünschen, Zugang zu einer Sauna. Das heißt, der Weg zu mir selbst ist nie weit.

Es gibt in der finnischen Sauna keine festen Regeln, außer »Tür zu«. Saunameister gibt es nicht und alle Aufgüsse werden selber gemacht, ohne Öle, nur mit Wasser. Ein Saunagang ist so lang, wie man sich wohlfühlt. Das kann ganz erheblich variieren. Es hängt davon ab, wie man sich fühlt, wie warm oder feucht die Sauna ist, was für einen Ofen sie hat, wie die Außentemperatur ist und vieles mehr. Es geht wieder zurück in die Sauna, wenn man das Verlangen danach hat. Es ist es der eigene Körper, der weiß, was guttut. Man kann ihm vertrauen, er erkennt genau das richtige Maß.

Interessant ist auch, dass außerhalb der Familie Männer und Frauen meist getrennt schwitzen. Und dass Saunen, besonders öffentliche, soziale Orte sind, in denen überraschend viel geredet wird. Auch unterschiedliche Standpunkte zu teilen, ist in der Sauna leichter, denn wegen der Nacktheit sind alle ein bisschen gleicher, soziale Unterschiede treten weniger hervor. Ein geradezu demokratischer Raum.

Zur Sauna gehört gern ein »Saunabier«, aber kein übertriebener Alkoholkonsum.

Wo liegen die Ursprünge der finnischen Saunakultur? Wie hat sie sich im Laufe der Zeit entwickelt?

Die finnische Saunakultur ist alt. Über Jahrhunderte spielten sich in der Sauna entscheidende Dinge des Lebens ab. Finnland war bis in die 1950er Jahre eine rural geprägte Gesellschaft. Wegen der extremen Wechsel zwischen sehr heiß und eiskalt sowie richtig nass und knochentrocken ist die Sauna für Keime ein unwirtlicher Ort und weitgehend steril, außerdem bietet sie warmes Wasser. So kamen in ihr auf den oft entlegenen Höfen die Kinder zur Welt und man wusch und bahrte in ihr die Toten auf, bevor sie zum Friedhof gebracht wurden. Außerdem nahm die Sauna im Alltag eine wichtige Rolle ein, dort wurde der Körper gereinigt, es kamen Jung und Alt der Familie nach getaner Arbeit zusammen, aber es wurde dort z. B. auch Fleisch geräuchert. Die Sauna gilt als der Gesundheit dienlich: »Wenn Sauna, Branntwein und Teer nicht helfen, führt die Krankheit zum Tode« lautet ein noch heute gängiges finnisches Sprichwort. Und obwohl die Sauna heute viele dieser Funktionen nicht mehr hat, so schwingt diese Geschichte doch immer noch mit.

Welche kulturelle und auch gesellschaftliche Bedeutung hat die finnische Sauna? Was bedeutet die Anerkennung als UNESCO-Weltkulturerbe?

Die Sauna ist ein wichtiger und verbindender Teil der finnischen Identität. Sie ist ein Ritual, an dem beinahe alle in Finnland lebenden Menschen regelmäßig teilhaben. Auch dafür, wie die Finnen gesehen werden, ist sie von Bedeutung, denn ein großer Teil der Welt bringt Sauna mit Finnland in Verbindung. Die Anerkennung als UNESCO-Weltkulturerbe versichert den Finninnen und Finnen die Bedeutung ihrer Sauna. Sie verpflichtet, diese Tradition zu pflegen, die naturnahe finnische Art der Sauna, die sich von der Wellness-orientierten mitteleuropäischen Art in vielem unterscheidet, bekannter zu machen.

Mikko Fritze ist Leiter des Finnland-Instituts in Deutschland. Mikaela Mäkelä war dort bis November 2022 als Projektkoordinatorin tätig

Umhüllt von Wärme, Wasser und Seifenschaum

Drei Fragen an Cornelia Klammt zur Hamamkultur

Ein entspannender Besuch im Hamam ist mittlerweile in vielen deutschen Großstädten neben dem hierzulande auch schon klassischen Gang in die (finnische) Sauna möglich. Doch woher kommt das Reinigungsritual eigentlich? Wie sind die traditionellen Abläufe? Und welche soziale und kulturelle Komponente bringt der Besuch mit sich? Politik & Kultur fragt bei Cornelia Klammt nach, die während ihrer Arbeit in einem Hamam auf Unwissen und Vorurteile stieß – und dann ein Buch zum Thema schrieb.

Was kennzeichnet die Hamamkultur genau?

Hamam, arabisch »wärmen«, bezeichnet ein jahrhundertealtes traditionelles Bade- und Reinigungsritual. Dabei geht es nicht nur um die körperliche und seelische Reinigung, sondern um sozialen Austausch. Analog zu den römischen Bädern, die neben dem Wechsel von kaltem und warmem Wasser Literatur, Bildung, Sport und Austausch anboten, war ein Hamam ein gesellschaftlicher Treffpunkt. Neben der Körperpflege und Rasur wurden hier Geschäfte geschlossen, Ehen geplant und die neuesten Nachrichten verbreitet. Dabei blieben die Geschlechter getrennt. Auch heute bieten Hamams spezielle geschlechterspezifische Öffnungszeiten an. Im Gegensatz zur deutschen Sauna ist niemand im Türkischen Bad nackt. Ein spezielles Baumwolltuch – »Pestemal«, in Nordafrika »Fouta« – wird bei Männern über der Hüfte und bei Frauen über der Brust geknotet.

Die Reinigungsprozedur im öffentlichen Badehaus – übrigens trotz hoher Luftfeuchtigkeit kein Dampfbad – findet mit Wasserdampf, Wärme und viel Wasser nach einem bewährten Ritual statt. Bei einer Aufwärmphase in milder Hitze und hoher Luftfeuchtigkeit werden die Muskulatur gelockert und Hautporen geöffnet. Anschließend erfolgt ein Peeling mit einem speziellen Handschuh, »Kese«, der ursprünglich aus Ziegenhaar hergestellt wurde. Dieses Ganzkörper-Peeling findet auf einer typischen Marmorliege statt. Lange

reinigende, angenehm temperierte Wassergüsse aus der Messing- oder Kupferschale, »Tas«, spülen die abgestorbenen Hautschüppchen weg. Die Krönung eines Hamambesuches bildet eine Seifenschaum-Massage. Mit einem in Seifenschaum getränkten Leinenbeutel werden dazu Unmengen von warm-duftendem Schaum erzeugt, die über den liegenden Badegast ausgebreitet werden. Eine kräftige Massage lockert anschließend die Muskulatur, bevor erneute Wassergüsse die Reinigung vollenden. Wohliges Nachruhen bei Tee oder kleinen Speisen in einem etwas kühlerem Raum vervollständigt die Entspannung.

Das traditionelle Hamam besteht aus drei Räumen, dem »Camekan« zum Umkleiden, dem »Hararet«, dem Dampfbad als Raum für Massagen und Reinigung sowie dem »Sogukluk«, dem Kälteraum zum

Losgelöst von religiösen Zusammenhängen bildete das Hamam einen sozialen Treff

Nachruhen und Erholen. Wurde ein Hamam an einer Quelle oder einem Fluss errichtet, ist oft traditionell ein warmes Wasserbecken »Sicaklik« vorhanden.

Wo liegen die Ursprünge der Hamamkultur? Wie hat sie sich im Laufe der Zeit entwickelt?

Egal ob Türkisches, Persisches, Osmanisches Bad: Das Hamam hat viele Väter. So lassen archäologische Funde aus dem 7. bzw. 8. Jahrhundert sowie historische Schriften in Persien auf ein früheres Nutzen schließen, so in der irakischen Stadt Basra. Andere Quellen orten den Ursprung des Osmanischen Bades Mittelanatolien und Istanbul zu. Im 9. Jahrhundert luden in Bagdad und Almanon 65.000 öffentliche Bäder ein. Die verschiedenen Waschungen vorschreibende Islamisierung

förderte die Verbreitung des Reinigungsrituals. Prachtvolle Bauten mit getrennten Männer- und Frauenbereichen entstanden bis zur Iberischen Halbinsel oder im griechischen Thessaloniki. Hier wurde erst 1968 der Betrieb des 1444 entstandenen Bey Hamam eingestellt. Nach der Besetzung von Konstantinopel im Jahr 1453 durch Sultan Mehmed II. verbanden sich die byzantinische und osmanische Badekultur. In Istanbul verwöhnten noch mehrere der im 15., 16., 17. oder 18. Jahrhundert erbauten und restaurierten Badehäuser. Budapest bietet weitere während der osmanischen Besetzung im 16. bzw. 17. Jahrhundert entstandene Bäder. Die kraftvollen und teils brachialen Griffe während der Reinigungsprozedur wurden seit den 1990er Jahren mit der Wellness-Welle in Mitteleuropa aufkommenden Türkischen Bädern angepasst.

Welche kulturelle und auch gesellschaftliche Bedeutung hat das Hamam?

So wie der Islam mit seinen Reinigungsgeboten und den Eroberungszügen die Verbreitung der orientalischen Badekultur förderte, bildete das Hamam, losgelöst von religiösen Zusammenhängen, einen sozialen Treff. Mit dem Aufkommen eigener Bäder entfiel diese Funktion. Trotzdem verabreden sich heute noch Gruppen zum gemeinsamen Reinigungsritual. Der einzelne Mensch mit seinem individuellen Wunsch nach Wohlfühlen und Reinigung steht im Mittelpunkt. Die Streichungen der Anwender bei Peeling oder Massage bieten einen Körperkontakt, der bei aller geforderter Distanz die Sehnsucht nach menschlicher Wärme und Nähe stillt. Das gesellschaftlich lautstarke Leben wich im Hamam – wo oft auf Ruhe geachtet wird – der zeitgemäßen inneren Einkehr; umhüllt von Wärme, Wasser und duftendem Seifenschaum.

Cornelia Klammt ist PR-Consultant und Autorin des Buchs »Hamam: Das Wellness-Ritual im deutschsprachigen Raum«

Das Ritualbad

Rituelle Reinheit im Judentum

KATRIN KESSLER

Jüdische Ritualbäder sind im Gegensatz zu anderen Einrichtungen jüdischer Gemeinden – wie Friedhof oder Synagoge – der Öffentlichkeit üblicherweise verborgen, was mit ihrer Bauweise, vor allem aber mit der Art ihrer Nutzung zusammenhängt. Das Ritualbad, hebräisch Mikwe, dient allein der spirituellen Reinigung, z. B. als Vorbereitung auf den Schabbat, nach Verunreinigung durch Berührung eines Toten, und ist wichtigster Bestandteil der Taharat ha-Mischpacha, sprich der Reinheit der Familie. Hierunter fällt die Verunreinigung des Mannes durch Samenerguss und der Zustand einer Frau während und nach ihrer Menstruation oder einer Entbindung (Nidda). In dieser Zeit ist dem Ehepaar körperliche Berührung, nicht nur in sexueller Absicht, verboten. Der Besuch der Mikwe hebt den Zustand der Unreinheit auf, er trennt zwischen unrein und rein. Auch Geschirr kann in der Mikwe »gekaschert«, also rituell rein, sprich koscher, gemacht werden.

Zurück geht diese religiöse Pflicht auf die Zeit des 2. Jerusalemer Tempels, der unrein nicht betreten werden durfte. Entsprechend viele Ritualbäder wurden von Archäologen in der Nähe des Tempelbergs ausgegraben. Bis heute nimmt die Mikwe in orthodoxen Gemeinden einen hohen Stellenwert ein – auf eine Synagoge kann verzichtet und das Gemeindegebiet an anderem Ort abgehalten werden, ohne ein Ritualbad aber ist traditionelles jüdisches Familienleben nicht möglich.

Der Benutzung des Ritualbads geht immer eine sorgfältige körperliche Reinigung voraus, die sicherstellen soll,

das das Wasser alle Körperteile benetzt. Ein etwaiger Schmutzpfleck würde den Besuch der Mikwe ungültig machen. Aus dem gleichen Grund werden Bekleidung und Schmuck abgelegt, Nagellack oder Schminke entfernt sowie die Haare geöffnet. Das Untertauchen im rituell reinen Wasser muss vollständig erfolgen, d. h. alle Körperteile – auch die Haare – müssen gleichzeitig unter der Wasseroberfläche sein.

An das Wasser im Tauchbecken, das mit dem Erdboden verbunden sein muss, werden besondere Anforderungen gestellt. Bis ins 19. Jahrhundert wurde in Europa vor allem Grundwas-

2.880 Ritualbäder lassen sich in Deutschland vom Mittelalter bis in die Gegenwart nachweisen

ser genutzt, das durch Fugen in dem meist gemauerten Becken einem natürlichen und stetigen Austausch unterliegt. Zumeist führen mehrere Stufen in das Becken hinunter; die in der Literatur oft zu findende Behauptung, es müssten genau sieben sein, trifft aber nicht zu. In den meisten Fällen gibt es einen angrenzenden Raum, in dem das Umkleiden und die Vorreinigung erfolgen, manchmal findet sich auch ein Raum für die Aufsichtsperson, die das Untertauchen überwacht. Unter bestimmten Voraussetzungen kann das Tauchbad auch direkt in einem offenen Gewässer, z. B. im Fluss oder See, erfolgen bzw. Fluss- oder Bachwasser in das Tauchbecken geleitet werden. Den höchsten Reinheitsgrad hat laut Reli-

gionsgesetz jedoch Grund- oder Quellwasser. In jedem Fall ist der Einsatz von Pumpen oder das Schöpfen unzulässig, das Wasser muss aus eigener Kraft in das Becken fließen.

Im frühen 19. Jahrhundert machten Behörden vor dem Hintergrund der Aufklärungsbewegung und des besseren Wissens um Hygiene den jüdischen Gemeinden Vorschriften über die Beschaffenheit der Bäder – vor allem hinsichtlich einer Erwärmung und des Austauschs des Wassers. Viele der von den Behörden als unhygienisch eingestuft »dumphen Badelöcher« wurden verfüllt, und die jüdischen Gemeinden waren gezwungen, neue, moderne Mikwen zu erbauen. Um den Anforderungen nachzukommen, nutzte man nun häufig Regenwasser, obwohl für Regenwasserbecken strengere Vorschriften als für Grund- oder Quellwasser gelten. Hier ist laut Mischna und Talmud eine Mindestmenge von 40 Se'a Wasser erforderlich – z. B. in Babylon, Talmud, Erubin 4b, Pessachim 109b und Mischna Mikva'ot. Aus dem Becken darf kein Wasser durch eine Undichtigkeit entweichen. Die Maßeinheit Se'a wird in der Tora als Getreidemaß erwähnt, dessen Größe heute umstritten ist. Angenommen werden, je nach Auslegung, zwischen 300 und 800 Liter als benötigte Gesamtmenge für die Mikwe.

Mit der Reformbewegung ging der Besuch der Mikwen in vielen zunehmend liberal eingestellten Gemeinden im 19. Jahrhundert stetig zurück – schon in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts verfügten zahlreiche Gemeinden nicht mehr über eine funktionierende Mikwe und berücksichtigten eine solche auch nicht mehr bei Neuplanungen von Synagogen.

Die Lage von Ritualbädern im Erdboden führte häufig dazu, dass nach deren Aufgabe Seitenwände und Treppen der Anlagen nicht entfernt, sondern lediglich verfüllt wurden, weshalb man bei Bauarbeiten immer wieder längst

aufgegebene oder zerstörte Ritualbäder findet. In einem Forschungsprojekt konnte die Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur 2.880 Ritualbäder in Deutschland vom Mittelalter bis in die Gegenwart nachweisen. Die meisten sind zwar archivalisch belegt, aber oft nicht lokalisierbar oder zerstört. Immerhin etwa 200 dieser Einrichtungen sind vollständig oder zumindest in Teilen erhalten. Und jüdi-

sche Ritualbäder werden auch heute im Zusammenhang mit Synagogenneubauten eingerichtet – etwa 30 moderne Mikwen gibt es aktuell in Deutschland.

Katrin Kessler ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur an der Technischen Universität Braunschweig und am Institut für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg



Silberner Halskettenanhänger in Form eines Corona-Antigenschnelltest der Designerin Silvia Bundschuh, Hamburg 2021–22

FOTO: DHMD

Von Diskretion, »Missverständnissen« und Feminismus

Die Geschichte der Werbung für Monatshygieneprodukte

OLIVERA STAJIĆ

Im Frühjahr 2021 ging eine Welle der Empörung, oder wie es verkürzt oft auch heißt, ein Shitstorm, durch die sozialen und klassischen Medien. Es war keine politische Aussage oder ein Skandal, der die Wogen hochgehen ließ, sondern eine angebliche Innovation auf dem Markt der Menstruationsprodukte. Zwei Männer haben pinke Einmal-Handschuhe »erfunden«, mit denen Menstruierende Damenhygieneartikel »hygienisch« und »diskret« entsorgen können. Die »Pinky Gloves« können übergezogen werden, um einen Tampon zu entfernen, und fungieren im Anschluss gleich als blickdichter Müllbeutel.

Die Erfinder präsentieren ihr Produkt öffentlichkeitswirksam in einer TV-Show, in der sie für die Finanzierung ihrer Idee warben. Nur zehn Jahre früher wäre ihnen der Erfolg sicher gewesen, aber inzwischen hat in Sachen Menstruationsprodukte und ihrer Bewerbung eine kleine Revolution stattgefunden. Die Idee der »Pinky Gloves« wurde nie umgesetzt.

Gesundheitsbinden

Aber gehen wir mal an den Anfang der Werbung für sogenannte Monatshygieneprodukte. Spezielle Artikel für das Auffangen des Menstruationsblutes wurden erst Ende des 19. Jahrhunderts in Massen gefertigt und beworben. Das Auffangen des Blutes in »Binden«, die mit einem Gürtel an der Hüfte befestigt

wurden, wurde am Anfang vor allem als gesundheitliche und hygienische Maßnahme vermittelt. In Frauenzeitschriften und Tageszeitungen am Ende des 19. Jahrhunderts finden sich kleine Werbeanzeigen von Drogisten oder Gummiwarenhändlern, die »Gesundheitsbinden« und dazugehörige »Dianagürtel« verkaufen.

Über die Funktion der Produkte wurde geschwiegen. Abgebildet waren schmale Gurte, die die »Monatsbinde« zwischen den Beinen zusammenhalten. Dazu wurden »auswaschbare Watteinlagen« angeboten, in zwei Qualitäts- und Preiskategorien.

Etwas konkreter wurde für »Marwede's Moos-Binden« geworben, eine Materialinnovation aus dem Jahr 1890. Ganzseitige Zeitungsanzeigen betonten »die Notwendigkeit des Tragens geeigneter Binden während der Menstruation«, dies wäre nämlich »von allen Ärzten anerkannt«. Bisher fehlte allerdings das geeignete saugfähige Material und das wäre nun mit der Moosbinde gefunden worden, hieß es in der Werbeanzeige weiter. Von Blut ist auch hier keine Rede, lediglich von »Sekreten«. Garantiert wurden den Frauen »geruchloses« Auffangen und »Diskretion«.

Die harmonische Ehe

Einige Jahrzehnte später trat auch ein Markenname auf, der bis heute auf dem Markt der Menstruationsprodukte eine Rolle spielt. Die Camelia-Wegwerfbinde wurde nicht mehr lediglich mit »medizinischer Notwendigkeit« beworben,

sondern, ganz innovativ, mit Emotion und einem Lifestyle-Foto, neben dem der Werbespruch in schwungvoller Schrift zu lesen war: »Eine harmonische Ehe«. Versprochen wurden paradiesische Zustände: »Junge Hausfrauen«, die entspannte Mahlzeiten und Familienfeste gestalten. »Da gibt es keine Missstimmung und Gereiztheit, denn Sie bewahrt sich ihre Anmut, seelische Ausgeglichenheit und Sicherheit durch nezeitliche persönliche Hygiene«, heißt es. Diskretion und Bewegungsfreiheit werden ebenfalls in dieser Werbeanzeige von 1934 insinuiert.

Neben der Hausfrau, die zu Hause für Harmonie sorgen sollte, gab es aber nun auch die »arbeitende Frau«, die in der Öffentlichkeit leistungsfähig sein musste. Dieser Anspruch schlägt sich auch in den Werbestrategien für Menstruationsprodukte nieder. »Paul Hartmanns Gesundheitsbinden« versprechen 1931 »Leistungsfähigkeit und Lebensfreude«. Die Binden seien vor allem für die »berufstätige Frau von größter Wichtigkeit«, denn sie befreien sie von »dem ängstlichen Gefühl, durch körperliche Ungepflegtheit und andere Peinlichkeiten in ihrer Umgebung aufzufallen«.

Die Firmen und Marken reagierten nicht nur auf das veränderte Lebensgefühl der Frauen oder auf die neuen Rollenzuschreibungen, sie bezogen sich auch auf politische Umbrüche. So entstand auch das skurrile Sujet zu Camelia, das im November 1938 in der österreichischen Zeitschrift »Mocca« abgedruckt wurde: Camelia wird billiger –

durch den »Anschluss«. Während der Kriegsjahre 1941 bis 1945 warb das Unternehmen mit »Gesundheit« und »unermüddlicher Arbeitsfreude«.

»Eine Geschichte voller Missverständnisse«

Bewegungsfreiheit, Leistung, Diskretion. Auch die nächste entscheidende Innovation auf dem Markt wurde mit ähnlichen Schlagworten beworben. Im ersten Werbefilm für »Tampax«, eine amerikanischen Tamponmarke, rufen und flüstern sich gutgelante Frauen am italienischen Strand, in der französischen Bar und in einem amerikanischen Office »Tampax« zu. Die deutsche Krankenschwester erklärt anschließend: »Tampax, die Weltmarke. Mit Applikator«. Wie und wozu hier appliziert werden soll, sieht man in dem Werbespot nicht.

Nichts sehen, nichts spüren, nichts riechen. Das war jahrzehntelang die oberste Maxime, in der Gesellschaft und damit auch in der Werbung. Menstruationsblut war und ist ein großes Tabu. Auch 40 Jahre später, als wohl der bisher bekannteste Menstruationsprodukte-Werbespot gedreht wurde, blieb alles diskret und wage. »Die Geschichte der Menstruation ist eine Geschichte voller Missverständnisse«: Diesen Satz aus dem Tampon-Werbespot der Marke o.b. haben viele noch im Ohr. »Bettina Schmitz, Journalistin« wollte Anfang der 1990er Jahre mit uns über »das Tabu der Menstruation« sprechen und redete dann doch nur über die Tam-

ponmarke o.b.: »Man sieht nichts, man riecht nichts und außen bleibt alles angenehm sauber«, pries Schmitz das Produkt an, das diskret in ihrer Hand verschwand. Keine »Sekrete«, keine Flüssigkeit. Das Menstruationsblut wurde in der Werbung ein ganzes Jahrhundert lang, wenn überhaupt, ausschließlich als blaue Flüssigkeit dargestellt.

Erst im Jahr 2016 floss erstmals Blut, oder besser gesagt, rote Flüssigkeit in einem Werbespot. Der dazugehörige Slogan lautete: »Menstruation ist normal. Sie zu zeigen, sollte es ebenso sein.« Damit riskierte der Bindenproduzent nicht viel, im Gegenteil: Die Kampagne sprang lediglich auf die aufkommende Bewegung der »Period Pride« und »Period Positivity« auf. Seit einigen Jahren muss Monatshygiene nämlich vor allem feministisch und ökologisch sein. Menstruationstassen und Periodenunterwäsche werden auf sozialen Medien von Influencerinnen beworben, die ohne Tabu über die monatliche Blutung sprechen. »Erdbeerwochen«, gratis Binden sowie die politische Debatte um die zu hoch gesteuerten Tampons tragen dazu bei, dass Menstruation und die Menstruationsprodukte langsam aus der Tabuecke kommen. Die diskreten Pinky Gloves, die außerdem nicht aus nachhaltigen Materialien produziert worden wären, hätten auf dem Markt höchstwahrscheinlich nie eine Chance gehabt.

Olivera Stajić ist Ressortleiterin bei der österreichischen Tageszeitung »Der Standard«

»Mit Hygiene hat das nichts zu tun«

Fünf Fragen an Iris Edenheiser zum Deutschen Hygiene-Museum Dresden

Das Deutsche Hygiene-Museum, gegründet vor mehr als 100 Jahren, versteht sich heute als ein offenes Forum für kulturelle, soziale und wissenschaftliche Debatten. Doch welche Rolle spielt das Thema Hygiene dabei noch? Politik & Kultur fragt bei Museumsdirektorin Iris Edenheiser nach.

Wie viel »Hygiene« steckt im Deutschen Hygiene-Museum Dresden (DHMD): Welche Rolle spielt das Thema Hygiene für Ihre Arbeit – historisch und heute?

Seit nunmehr über 30 Jahren sind wir so ziemlich alles – nur kein Museum, in dem es um Hygiene geht. Wir sind heute ein Haus, das sich vom Menschen ausgehend aktuell und gesellschaftlich relevant den wissenschaftlichen, kulturellen und sozialen Fragestellungen unserer Zeit zuwendet. Insofern spielt der Hygiene-Begriff für uns programmatisch überhaupt keine Rolle mehr, er ist heute nur noch ein Quasi-Marken-Name. Konzeptionell war er jedoch das Fundament des Hauses – und zwar als der weitgefasste Begriff, der er zu Anfang des 20. Jahrhunderts war und der wesentlich über unsere heutige alltagsweltliche Vorstellung von Hygiene als physische Sauberkeit hinausreicht. Er meinte in enger Verbindung mit lebensreformerischen Ansätzen die präventive Förderung von körperlicher und geistiger Gesundheit sowie des individuellen und gesellschaftlichen Wohlergehens. Darin angelegt sind jedoch bereits sozialhygienische Fantasien, die sich zunehmend eugenisch orientierten und auf einen imaginären Volkskörper richteten, bei dem genau definiert war, wer darin gesunde und deshalb erhaltenswerte Elemente darstellte und wer kranke und deshalb auszumerzende.

Wie ist das Deutsche Hygiene-Museum entstanden? Was war die ursprüngliche Idee hinter dem Haus?

Als Gründungsmoment gilt die Veröffentlichung der »Denkschrift zur Errichtung eines National-Hygiene-Museums« von Karl August Lingner, dem sogenannten »Odol-König«, im Jahr 1912, die in der Folge

der I. Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden verfasst wurde. Zunächst war das Museum noch eine Institution ohne Haus: Es funktionierte über Wanderausstellungen, die auf der Basis von Werkstattproduktionen entstanden. Von Beginn an und bis 1990 war die Produktion von Lehrmitteln, wie z. B. anatomischen Modellen, ein wichtiger Bestandteil, zeitweise gar der Kern der Aktivitäten des DHMD. Die Grundidee des Hauses war die gesundheitliche Volksaufklärung im Zuge der gerade skizzierten Hygiene-Bewegung.

Welche Rolle spielte das Deutsche Hygiene-Museum nach der Machtgreifung Hitlers ab 1933?

Das Museum stellte sich mit seinen avancierten Vermittlungsmethoden und seiner Produktion von Lehrmitteln sofort ab 1933 in den Dienst der NS-Machthaber und popularisierte

Der Hygiene-Begriff meinte in Verbindung mit lebensreformerischen Ansätzen die Förderung von körperlicher und geistiger Gesundheit

deren menschenverachtende rassistische und antisemitische Ideologie. Das Museum hatte damit Anteil an der geistigen Vorbereitung millionenfacher physischer Vernichtung. Intern wurden in vorausgehendem Gehorsam bereits kurz nach der Inkraftsetzung des sogenannten »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« alle jüdischen Mitarbeitenden entlassen, z. B. die verdienstvolle Wissenschaftlerin in Leitungsposition Marta Fraenkel, die in New York ihre Karriere fortsetzte. Auch am Museumsbau erfolgten Eingriffe, so wurde ein großes Fresko von Otto Dix abgeschlagen, das sich im damaligen Café befand und den Bau des Museums zeigte.

Wie förderte das Deutsche Hygiene-Museum in der DDR mittels Ausstellungen die gesundheitliche Aufklärung und Vorsorge der Bürgerinnen und Bürger?

Nach dem Zweiten Weltkrieg standen zunächst Aufklärung und Prävention von Volks- und Infektionskrankheiten im Fokus, danach erfolgte eine Umorientierung auf die Erziehung zu gesunder Lebensführung. Ab 1954 war das Museum »Zentralinstitut für medizinische Aufklärung« und vermittelte die staatlich gelenkte, zentralisierte und vorsorgeorientierte Gesundheitspolitik des Ministeriums. Dazu gehörte im Kontext der globalen Systemkonkurrenz auch das Propagieren einer Überlegenheit des DDR-Gesundheitssystems gegenüber dem der BRD. Lange Zeit konzentrierte sich das Museum auf Wanderausstellungen, die es zum Teil in spektakulären Wanderpavillons präsentierte. Viele Ausstellungen, z. B. zum Arbeitsschutz, wurden direkt in den Betrieben gezeigt. Später wurde die Produktion für Film und Fernsehen, unter anderem mit der DEFA, zusehends wichtiger. Ab den 1980er Jahren rückte explizit auch psychische Gesundheit in den Fokus. 1982 wurde das Haus Mitglied der WHO und damit auch die Sonderausstellungstätigkeit intensiviert. Für 2024 bereiten wir eine große Sonderausstellung zum Hygiene-Museum in der DDR vor, welche diese Aspekte sehr ausführlich behandeln wird.

Wie wollen Sie heute das Deutsche Hygiene-Museum in die Zukunft führen? Welche Schwerpunkte setzen Sie?

Wir bauen auf einem sehr gut aufgestellten Haus auf, das im Kern weiterhin entschieden zeitgenössisch ist und sich als Debattenort versteht, an dem gesellschaftlich relevante, aktuelle Fragestellungen diskutiert werden. Was ein »Museum vom Menschen« im Anthropozän und einer klimakrisengebeutelten Welt sein kann – das ist eine Debatte, die wir intern und mit externen Partnerinnen und Partnern führen. Konkret tun wir dies z. B. entlang der Aktualisierung der Dauerausstellung. Anpas-

Warum tut es wo weh? Das Modell »Schmerz als Warner« gibt Auskunft, DHMD 1959 (Original 1930)

sungsmaßnahmen an die Klimakrise und ein Bekenntnis zu nachhaltigen Arbeitsweisen sind jedoch selbstverständlich ein Querschnittsthema für das gesamte Haus. Für unsere populär-avancierten Sonderausstellungen bedeutet das vor allem ein neues Arbeiten im szenografischen Bereich. Und Museumsarbeit ist immer auch Beziehungsarbeit: Das DHMD befindet sich seit einiger Zeit in einem diversitätsorientierten Öffnungsprozess, z. B. durch eine Community-Werkstatt. Diese Verbindungen zur post-migrantischen Stadtgesellschaft wollen wir weiter intensivieren. Dazu gehört in Dresden eine Reflexion der spezifischen lokalen historischen Erfahrungen ebenso wie ein Outreach-Programm in die ländlichen und Transformationsregionen Sachsens. Neben dieser Lokalisierung steht ein Ausbau internationaler Kooperatio-

nen an – insbesondere mit Partnerinnen und Partnern aus dem »Globalen Süden« und Osteuropa.

Intern steht – wie bei allen Kulturinstitutionen – mehr Querschnittsarbeit, mehr Agilität, mehr Partizipation der Mitarbeitenden auf der Tagesordnung. Perspektivisch müssen wir raus aus der Wachstumslogik eines »Immer größer, schneller, weiter«. Dabei ist besonders auch die Politik als Trägerin von Kulturinstitutionen gefragt: Erfolgsmessungen ausschließlich an den Zahlen der Besucherinnen und Besucher müssen ebenso infrage gestellt werden wie die Sinnhaftigkeit von spektakulären Bau- und anderen Großprojekten in Zeiten finanzieller und personeller Knappheit. Also, Sie sehen – mit Hygiene hat all das nichts mehr zu tun.

Iris Edenheiser ist Direktorin des Deutschen Hygiene-Museums Dresden



FOTO: DHMD, FOTOGRAF: DAVID BRANDT

»Mit dem Zertifikat haben wir bereits eine Antwort«

Drei Fragen an Wesko Rohde zur Lufthygiene in Kulturorten

Spätestens seit Beginn der Coronapandemie richtet sich der Fokus der Öffentlichkeit vermehrt auf die raumlufttechnischen Anlagen von Veranstaltungsorten. In Theatern, Kinos, Opern- und Konzerthäusern prüft und zertifiziert die Deutsche Theatertechnische Gesellschaft die Luftqualität. Der Vorstandsvorsitzende Wesko Rohde gibt Auskunft zur Lufthygiene in deutschen Kulturorten.

Wie sauber ist die Luft in deutschen Theatern, Kinos und Konzerthäusern? Wie wird dies überhaupt gemessen?

Sehr gut, oft sogar besser als draußen. Es wird eine CO₂-Messung in den Anlagen zugrunde gelegt. Viele haben Werte in den Räumen um 400 ppm, das ist wie bei einem Waldspaziergang. Alles bis ca. 1.000 ppm ist aber völlig okay. In 80 Prozent aller The-

ater und Konzerthäusern laufen und liefern die raumlufttechnischen Anlagen während und nach der Pandemie optimal. Bei einigen musste organisatorisch oder was fehlende Wartungen an Filtern und Ähnlichem anbelangt, nachgebessert werden. Wirklich größere Eingriffe waren nur in drei Fällen von ca. 500 Spielorten insgesamt notwendig. In den Fällen hat die örtliche Politik sehr schnell reagiert und alle Standorte wurden innerhalb wirklich kurzer Zeit ertüchtigt. Ich spreche von Wochen, nicht Monaten. Plötzlich war das Geld da. Unsere Bewertungen haben dabei geholfen.

Die Deutsche Theatertechnische Gesellschaft prüft und zertifiziert deutschlandweit die Lüftung von öffentlichen Theatern, Kinos, Opern- und Konzerthäusern mit

fester Bestuhlung. Wie gestaltet sich das Prüfverfahren? Und welche Kriterien müssen für die erfolgreiche Zertifizierung erfüllt sein?

Prüfung und Antragstellung sind denkbar einfach, für Menschen aus der Haustechnik in jedem Fall kein Problem. In einem Online-Formular werden Richtwerte der Anlage abgefragt. Die findet man gewöhnlich am Bedientableau angezeigt. Wer das nicht auf Anhieb hibekommt, kann bei einer örtlichen Lüftungsfirma um Hilfe bitten, die benötigen dafür zehn Minuten. Meist gibt es ohnehin Wartungsverträge. Da kennt man die Leute und kann sich Hilfe holen. Eine gut gepflegte Anlage erfüllt die Kriterien, auch wenn sie schon älter ist. Wir werden in unseren Gutachten aber vermerken, ob bei diesen ein energetischer Austausch bestimmter Kom-

ponenten oder eine Neuanlage in den nächsten Jahren geplant werden sollte. Wichtig sind: die vorgeschriebenen Prüfungen der Bauteile, regelmäßige Filterwechsel usw. Die Antragstellung ist dann wirklich nur ein Mausklick – wir übernehmen alle Daten direkt digital aus der Vorlage.

Welche Bedeutung kommt dem Zertifikat zu? Und wer kann es erhalten?

Das Zertifikat betrachtet die Spielstätten ganzheitlich, bedenkt Strömungsrichtungen, Kapazitäten der Anlagen und die Architektur des Raumes. Sie weicht damit von herkömmlichen Prüfungen ab, die sich ausschließlich mit einzelnen Bauteilen beschäftigen und nicht mit der hygienischen Wirkweise. Gesund rein und gesund raus!

Darauf lässt es sich eigentlich runterbrechen. Die Absprache mit Umweltbundesamt und BKM lief auch darauf hinaus, dass Gebäude, die über eine Zertifizierung verfügen, von etwaigen Schließungen ausgenommen werden. Auch wenn Corona auf dem Rückgang ist, brauchen die Menschen wieder Vertrauen in die Orte und ihren sicheren Aufenthalt.

Wir sind auch sensibler geworden und die Menschen fragen an den Theaterkassen nach der Luftqualität. Das ist ein Novum, aber verständlich. Nach Corona stellt sich die Frage bei der nächsten Grippewelle wieder. Ich bin sehr froh, wenn wir mit dem Zertifikat bereits eine Antwort haben.

Wesko Rohde ist Vorstandsvorsitzender der Deutschen Theatertechnischen Gesellschaft

300 Jahre Medizin

Vom Pathologischen zum Medizinhistorischen Museum

Das Berliner Medizinhistorische Museum der Charité ist berühmt für seine pathologisch-anatomische Sammlung, ein medizin- und kulturgeschichtlich bedeutsamer Bestand menschlicher Feucht- und Trockenpräparate. Der Direktor des Museums, Thomas Schnalke, spricht mit Maïke Karnebogen über die Geschichte des Museums, die Sammlung heute und die Rolle von Hygiene im Laufe der Zeit.

Maïke Karnebogen: Bereits seit 1899 gibt es an der Charité ein Museum, gegründet von Rudolf Virchow, das zunächst »Pathologisches Museum« hieß. Was war damals im Museum zu sehen?
Thomas Schnalke: Rudolf Virchow ist als Pathologe forschend unterwegs

Wie kam es dazu und wie unterscheidet es sich vom ursprünglichen Pathologischen Museum?

Die Einrichtung wandelte sich auf wunderbare Weise von einem reinen Fachmuseum mit öffentlichem Anhang hin zu einem für das allgemeine interessierte Publikum komplett zugänglichen medizinhistorischen Museum. Dazwischen liegt jedoch eine sehr leidvolle Strecke. Das 20. Jahrhundert ist über Deutschland, über die Medizin, über die Charité und letztendlich auch über das Museum in einer teilweise höchst brachialen Weise hinweggezogen. Im Zweiten Weltkrieg kamen an der Charité Menschen zu Schaden, es wurden Gebäude zerstört oder schwer

macht es klassischerweise das, was ein Museum tut: Sammeln, Erhalten, Bewahren, Erschließen. Als universitäre Einrichtung sind wir allerdings auch in der Forschung und in der Lehre aktiv sowie in der öffentlichen Vermittlung. Wir verfügen über sehr viele Objekte aus der reichen Geschichte der Charité, die immer auch durch Seuchen- und Hygienekonstellationen in ihrer Entwicklung beeinflusst war: die Pest im Jahre 1710, die Cholera im 19. Jahrhundert, Tuberkulose und Diphtherie im 19. und 20. Jahrhundert, bis hin zu COVID-19 in unseren Tagen. Zeugnisse all dieser Herausforderungen aus bakteriologischer und viraler Richtung sammeln wir, stellen sie in unsere Bestände ein und zeigen sie

In allen Ausstellungsebenen wird es ein sehr viel besseres Raumklima geben, für die Objekte und für die Besucherinnen und Besucher gleichermaßen, damit keine Ohnmachten mehr produziert werden. So etwas kam bei uns in der Vergangenheit tatsächlich hin und wieder vor. Weil wir noch keine klimatischen Regulierungen hatten und die Luftverhältnisse im Zusammenklang mit den emotionalisierenden Themen nicht für jedermann ein besonderes Vergnügen waren

auch von Asepsis. Diese Entwicklungen wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorangetrieben, gerade auch in Berlin. Hierzu zeigen wir entsprechende Sterilisatoren, aus Metall gefertigte Narkosemasken oder andere Geräte, die ein hygienisches Zeitalter in der Medizin belegen.

Welche Objekte sind darüber hinaus von besonderem Interesse?

Wir haben natürlich sehr viele Präparate ganz unterschiedlicher Krankheiten, und hinter jedem Präparat findet sich eine individuelle Geschichte. Ein Präparat z. B. ist so groß, dass es gar nicht in unseren Vitrinen Platz hat. Es handelt sich um einen massiv aufgetriebenen Dickdarm, Folge einer Innervationsstörung in einem Darmsegment. Ein weiteres Objekt, das ich sehr spannend finde, ist ein historischer Augenspiegel, von Hermann von Helmholtz 1850 entwickelt. Mit diesem Augenspiegel ging es quasi los, dass man dem Leben beim Leben zuschauen konnte. Ein menschlicher Körper ließ sich erstmalig in seinen Funktionen, in seinen Hohlräumen, in seinen Innenräumen in voller Aktion betrachten. Ein weiteres Objekt ist ein sogenannter Blauer Heinrich. Es handelt sich um eine kleine blaue Taschenspuckflasche, die man in Tuberkulose-Sanatorien den Patientinnen und Patienten ausgab, damit sie nicht einfach achtlos ins Gelände ausspuckten, sondern dort hinein. Der Auswurf wurde dann gesondert entsorgt – eine sehr hygienische Maßnahme.

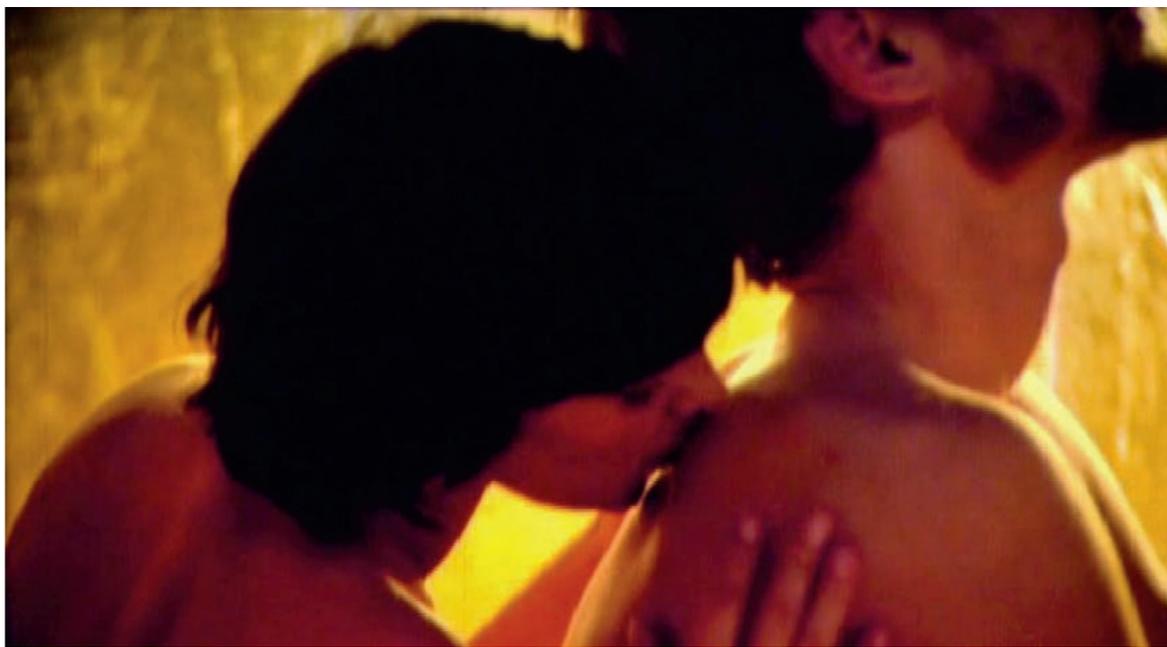
Aktuell befindet sich das Museum im Umbau – was erwartet Besucherinnen und Besucher zukünftig?

Der Umbau betrifft das gesamte Museumsgebäude mit sämtlichen Etagen. Im Wesentlichen zielt er darauf ab, die Infrastruktur museal auf einen guten Stand zu bringen. Das Gebäude, wie gesagt 1899 erbaut und eröffnet, ist sehr alt. Seither gab es nie eine grundsätzliche Sanierung. Die bauliche Ertüchtigung war dringend notwendig und überfällig. Das Museum wird einen neuen Look erhalten, der gesamte Eingangsbereich wird neu gestaltet. Zudem richten wir eine Art Schaulabor ein. Dort können die Besucherinnen und Besucher der Präparatorin auf Voranfrage über die Schulter schauen, wenn sie Präparate restauriert.

In allen Ausstellungsebenen wird es ein sehr viel besseres Raumklima geben, für die Objekte und für die Besucherinnen und Besucher gleichermaßen, damit keine Ohnmachten mehr produziert werden. So etwas kam bei uns in der Vergangenheit tatsächlich hin und wieder vor. Weil wir noch keine klimatischen Regulierungen hatten und die Luftverhältnisse im Zusammenklang mit den emotionalisierenden Themen nicht für jedermann ein besonderes Vergnügen waren. Unsere Dauerausstellung werden wir mit Bedacht aktualisieren, und wir nehmen unseren ambitionierten Wechselausstellungsbetrieb wieder auf. Für die Wiedereröffnung ist eine große Sonderausstellung zu dem Thema »Das Gehirn in Wissenschaft und Kunst« und eine interventionistische Ausstellung zu einem besonderen Aspekt im Umgang mit Krebs vorgesehen. Bei letzterer fragen wir, welche Rolle Gefühle im Zusammenhang mit dieser Erkrankung im 20. Jahrhundert spielten: Wie hat man über Krebs gesprochen, wie wurde über Krebs aufgeklärt? Welche emotionalen Aspekte finden sich in den klassischen therapeutischen Ansätzen: Operieren, Bestrahlung und Chemotherapie? Und wie empfinden heutige Akteure die Gegenwart der Diagnostik, der Behandlung und der Forschung über Krebs?

Vielen Dank.

Thomas Schnalke ist Direktor des Berliner Medizinhistorischen Museums der Charité. Maïke Karnebogen ist Redakteurin von Politik & Kultur



Ein Klassiker der Sexualaufklärung in der DDR ist der Film »Mann und Frau intim«, Auftraggeber: DHMD 1986

gewesen, aber er war auch ein begnadeter Sammler. Er hat viele Materialien zusammengetragen, um damit wissenschaftlich zu arbeiten, sie auszustellen und mit ihnen in die Öffentlichkeit hineinzuwirken. Das waren Texte, auch Bilder und Nachbildungen, aber vor allen Dingen Präparate. Über eine lange Arbeitszeit hinweg hat er letztendlich 23.066 Feucht- und Trockenpräparate des menschlichen Körpers aus seinen Sektionen aufgehoben, in seine Sammlung eingestellt und damit 1899 ein Museum eröffnet.

Welche Rolle spielte die Aufklärung über Hygiene damals?

Hygiene spielte eine ganz besondere Rolle bei Virchow. Zwar interessierte er sich für alle möglichen Krankheiten, die den menschlichen Körper betreffen konnten. Diese hat er mit seinen Präparaten enzyklopädisch gesammelt. Ein besonderes Augenmerk legte er allerdings auf große Volkskrankheiten, die durch Erreger erzeugt oder verursacht werden – die Tuberkulose etwa oder die Diphtherie und die Syphilis. Dazu trug er Präparate zusammen, die er ausdrücklich öffentlich zeigen wollte, um mit einem Bewusstmachen der Konsequenzen dieser Erkrankungen ein gesünderes Verhalten zu bewirken. Seine Vorstellungen gingen dahin, dass man als Besucherin, als Besucher des Museums die drastischen Folgen einer Tuberkulose oder einer Syphilis zu Gesicht bekommen sollte und sich dann in entsprechender Weise gesundheitsbewusster verhalten würde. Im Grunde eine sehr ähnliche Strategie wie bei den heutigen Aufklärungsbildern, die man auf den Zigarettenschachteln sieht.

Knapp 100 Jahre später, im Jahr 1998, wurde das »Berliner Medizinhistorische Museum der Charité« eröffnet.

in Mitleidenschaft gezogen. Die Sammlung, die Virchow zusammengetragen hatte und die von seinen Nachfolgern erweitert worden war, wurde durch Bombentreffer stark dezimiert. Von etwa 35.000 Stück in den frühen Kriegsjahren wurde die Sammlung regelrecht heruntergebombt auf etwa 1.800 Stück. Nach Kriegsende wurde das Gebäude Charité intern zunächst für andere Zwecke genutzt. Erst spät in der DDR-Zeit griff man die Idee wieder auf, dort abermals einen Museumsbetrieb aufzuziehen. Anfangs stand der Wunsch im Vordergrund, erneut ein Fachmuseum à la Virchow einzurichten. Doch dann kam die Wende und man befand sich mit Medizinhistorikern vor Ort, aus dem Museumsgebäude Virchows ein Medizinhistorisches Museum für Berlin zu machen. Diese Änderung in der Namensgebung, in der Programmatik, konnte mit der Wiedereröffnung 1998 umgesetzt werden. Bis heute werden im Medizinhistorischen Museum durchaus sehr zentral Virchow-Objekte gezeigt. Aber das ganze Framing, die Kontextualisierung ist eine komplett andere. Es geht nicht primär um die Aufklärung über bestimmte Krankheiten und um ein besseres Gesundheitsverhalten. Im Vordergrund steht ein Gang durch 300 Jahre naturkundliche, naturwissenschaftliche Medizin in der Dauerausstellung. In seinen Sonderausstellungen werden, historisch abgeleitet, verschiedenste medizinische Themen in ihrer wissenschaftlichen, gesellschaftlichen, kulturellen und ethischen Dimension aufgegriffen.

Was zeigt die Sammlung des Berliner Medizinhistorischen Museums der Charité heute? Und welche Rolle spielen die Themen Gesundheit und Hygiene in Ihren Ausstellungen?
Das Museum ist ein universitäres Medizinhistorisches Museum. Das heißt, als Museum

in der Dauerausstellung. So gibt es neben den vielen Virchow'schen Präparaten mit allen möglichen häufig auch infektiösen Krankheiten eigene Strecken, etwa zur Herausbildung der Bakteriologie in Berlin. Wir rufen Robert Koch auf mit seiner Entdeckung des Tuberkulose-Bakteriums 1882 und der Präsentation eines vermeintlich sehr wirksamen Gegenmittels, des Tuberkulins, im Jahre 1890, das sich leider als Flop herausstellte. Es werden Objekte gezeigt, an welchen sich die Fachgenese von Serologie und Immunologie ablesen lässt. Außerdem gehen wir darauf ein, dass Paul Ehrlich – lange arbeitete er als Arzt an der Charité – im frühen 20. Jahrhundert mit Salvarsan das erste chemotherapeutische Antibiotika gegen Syphilis entwickelte. Dies sind zentrale Themen, die wir im Museum in ihrem geschichtlichen Kontext zeigen. Anders gesagt, unser Narrativ ist ein allgemein historisches. Darin streuen wir unterschiedliche Themen ein, die die Medizin in ihrer reichen und bisweilen auch wechselvollen Geschichte über die letzten 300 Jahre hinweg umgetrieben hat.

Was können wir aus dem Museum bzw. seiner medizinhistorischen Sammlung noch über Hygiene lernen? Welche Entwicklungen sind ggf. zu erkennen?

Die Aspekte Hygiene und Bakteriologie sind generell für die Entwicklung der modernen Medizin ganz entscheidend. Eine besonders wichtige Dimension des Hygienethemas ist das saubere und schmerzfreie Operieren. Hierzu findet sich in der Ausstellung eine große Vitrine, in der die operativen Verfahren vor 1850 und nach 1850 einander gegenübergestellt werden. Dort sieht man: Es gab eine alte Chirurgie, die mit einfachen Mitteln schon sehr viel konnte, die aber noch kein Verständnis hatte von Erregern, einer Antisepsis und später dann

Schmutzige Sprache?

Beleidigung mit Fäkalbegriffen im Deutschen und in anderen Sprachen

ANDRÉ MEINUNGER

Sprachliche Heuristiken fürs Schimpfen und Fluchen gibt es in allen Kulturen. Verbale Aggression gehört zum Phänomen natürliche Sprache. Es gibt Kulturen beziehungsweise Sprachgemeinschaften, bei denen das Schimpfen sehr stark ausgeprägt und elaboriert ist. Diese Gesellschaften haben entweder einen sehr reichen Wortschatz an Kraftausdrücken oder verfügen über diverse verbale Aggressionsstrategien, die

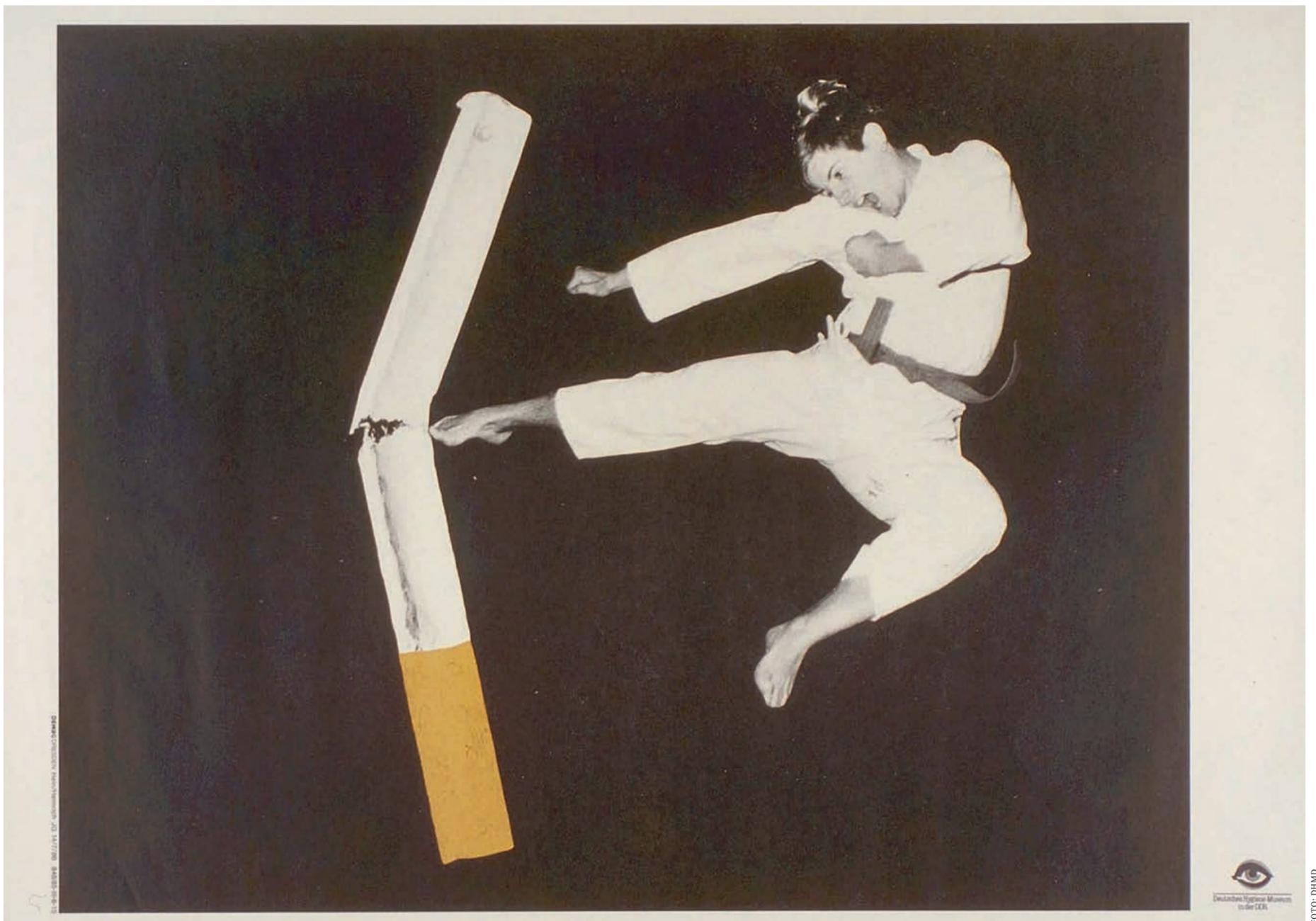
(Wörter) und sprachlichen Strategien auch eignen. Sie eignen sich aber nur, wenn ihnen eine gewisse Kraft innewohnt, wenn sie unsere Psyche ansprechen, Gefühle auslösen, Emotionen wecken. Das funktioniert dann, wenn Tabus berührt, wenn Grenzen überschritten werden. Deshalb stammen Schimpfwörter und Fluchausdrücke immer aus Tabubereichen. Tabus bestimmen die moralischen Grenzen oder solche von Angst und Ekel bis hin zu Phobien. Die Sprachwissenschaft spricht bei der Provenienz entsprechender Ausdrücke von Quell- oder Spenderbereichen. Die wesentlichsten dabei sind der skatologische – also alles auf Exkremente und Fäkalien Bezogene: *Arsch, Mist, Scheiß(e), Piss-, beschissen.*

Unzulänglichkeiten zu solchen der geistigen Schwäche wurden: *blöd (Blödmann)* hieß *schwach*, *doof (Doofi)* meinte taub. Ein weiterer großer Quellbereich ist das Tierreich: *Ochse, Zicke, Sau*. Tiere, zumal Haustiere, stellen erst einmal kein Tabu dar. Allerdings ist das Zum-Tier-Machen einer Person ganz klar eine Erniedrigung, der Verkehr, das Mit-und-unter-Tieren-Leben und ganz deutlich der Geschlechtsverkehr mit Tieren ist ein extremes Tabu.

In der Tat ist festgestellt worden, dass das Deutsche eine Sonderstellung dahingehend einnimmt, dass das Fäkalie der bedeutendste Quellbereich ist. Beim Fluchen ist das häufigste Wort *Scheiße*, bei manchen *Kacke*, etwas abgemildert als *Mist* oder eben als

dem 19. Jahrhundert und aus heutiger Sicht nicht haltbar. Dennoch hat sich diese Sicht in manchen Kreisen bis spät ins 20. Jahrhundert gehalten. Eine etwas zweifelhafte Berühmtheit errang der US-amerikanische Ethnologe Alan Dundes mit seinem Werk »A Portrait of German Culture Through Folklore« zur Analfixierung der Deutschen. Das Werk dazu erschien 1984, in der deutschen Übersetzung ein Jahr später. Dundes konstatiert eine Störung der deutschen Volksseele und gibt einen kompensatorischen Reinlichkeitswahn als Gegenstück zur Faszination am Exkrementellen als Grund für die überproportionale skatologische Lexik bei emotional wichtigen Ausdrücken an. Der deutsche Romanist und Autor Hans-Martin Gauger weist das in »Das Feuchte und das Schmutzige. Kleine Linguistik der vulgären Sprache« zurück und liefert eine vielleicht unbefriedigende Erklärung,

Pocken, Typhus tauchen da verstärkt – bei uns und den anderen Nachbarn aber quasi gar nicht – auf. Die skandinavischen Sprachen haben als Hauptquelle religiöse Lexik: *Satan, Teufel, Hölle, verflucht/verdammt*. Niemand würde heute ernsthaft einen besonders ausgeprägten Hang zum Überirdischen bei den Nordeuropäern ausmachen. Wenn diese uns nahestehenden Sprach(-kultur)en schon derart differieren, scheint der Rückschluss vom Schimpfwortgebrauch und Nationalcharakter oder »Volksseele« abenteuerlich. Außerdem sollte man nicht vergessen, dass Fäkales in all diesen Sprachen ebenfalls eine große Rolle spielt, wenn auch nicht die größte: *shit* und *asshole/arsehole* kommen im Englischen durchaus nicht selten vor; Gleiches gilt für die nordischen Sprachen oder, wie Gauger deutlich macht, auch für das französische *merde*.



Plakat aus der Ausstellung »Die 100 besten Plakate« des Verbandes Bildender Künstler der DDR; Raoul Heimrich, Doris Hein 1986

dann im Sprachgebrauch häufig bemüht werden. Daneben gibt es solche Kulturen, wo das Ganze sehr subtil abläuft; aber verbale Aggression gibt es allenthalben. Das Deutsche liegt hier wohl im Mittelbereich.

Die beiden hauptsächlichen Aspekte beim Schimpfen sind zum einen das Beschimpfen, also das verbale Erniedrigen und Verletzen eines Menschen oder einer ganzen Personengruppe. Zum anderen ist das – oft unkontrollierte – Fluchen ein Ausdruck der eigenen Ohnmacht in einer unglücklichen Situation.

Beide Erscheinungsformen sind Beispiele für sogenannte expressive oder emotionale Sprache. Der Homo loquens braucht diese sprachlichen Ausdrücke, sei es für die Kommunikation, für die Kognition und auch für seine Psychohygiene. Und dazu müssen sich die entsprechenden lexikalischen Einheiten

Weiterhin einschlägig ist ganz klar der sexuelle Bereich: *Fotze, Hure, (Schlapp-) Schwanz, Wichser, Schwuchtel*. Außerdem zählt der religiöse Bereich dazu: (zum) *Teufel, Kruzifix, verflucht, verdammt*. In Kulturen, wo Glaube und Religion fester verankert und deshalb stärker tabuisiert sind, haben Kraftausdrücke religiöser Provenienz normalerweise eine weitere Verbreitung. Eine vierte Gruppe sind krankheitsbezogene und dabei lebensbedrohliche Ausdrücke. Im Deutschen lassen sich hier eher weniger Beispiele finden: *Pest (-beule), Krätze, Schuft* – vielleicht auch *Alki*. Dem zuzurechnen ist wohl aber auch der Bereich der körperlichen und geistigen Mängel, der wiederum sehr produktiv oder prominent im Deutschen ist: *Spast(i), Idiot, Hirni*. Aus der diachronen Lexikologie wissen wir, dass Ausdrücke ursprünglich körperlicher

Modifikator wie *Scheißding, Scheißkerl, Scheißdreck* usw. Beim Beschimpfen ist es *Arsch* oder noch gröber *Arschloch*. Im gestischen Bereich gibt es den Stinkefinger. Zu dieser Beobachtung gibt es Erklärungsversuche. Vorfreudianisch und dann erst recht auch von Freud beeinflusst, geht die Logik so: Gesellschaften machen wie Individuen eine Entwicklung durch. Die »gesunde« Sexualität steuert auf die heterosexuelle Konstellation, die den Fortbestand der Art sichert, zu. Auf dem Weg dahin wird nach der oralen die anale Phase durchlebt. Als anale Phase bezeichnet man in der Psychoanalyse einen sehr frühen Lebensabschnitt, in dem das Ausscheidungsorgan libidinös besetzt ist. Nach dieser Logik sind die Deutschen in einem unreifen Entwicklungsstadium stecken geblieben. Das ist natürlich Volkspsychologie aus

die der Wahrheit wohl aber nahekommt und die hier untermauert werden soll, falls das für diese schwache Explikation überhaupt möglich ist: Zufall oder Kontingenz. Erklärbar ist die Wahl des Quellebereiches: Tabus. Welches der potenziellen Lexikfelder dann aber zum hauptsächlichen wird, kann variieren. Das Sexuelle bietet sich an und liefert den meisten Sprachgemeinschaften in unserer Nachbarschaft das Material. Sehen wir uns die dem Deutschen verwandten germanischen Sprachen an, zeichnet sich folgendes Bild ab: Im anglophonen Bereich (Englisch) ist das Sexuelle dominierend, so auch im Niederländischen. Diese uns am nächsten stehende Sprachgemeinschaft wiederum hat aber einen ähnlichen Außenseiterstatus: Die ebenfalls zweitprominenteste Quelle ist da der Krankheitsbereich: Lexikalische Elemente wie *Pest, Krebs,*

Als Schlusswort eines Beitrags zu einer Textsammlung zum Thema »Hygienekultur« sei aber bei der Thematik Schimpfwörter auf Folgendes verwiesen. Schimpfen oder Fluchen gilt oft als Ausdruck von mangelnder Bildung und fehlendem Anstand. Allerdings muss man wissen, dass verbale Aggression einen immensen kulturellen Fortschritt darstellt, indem sie bis zu einem beachtlichen Grad physische Gewalt ersetzt oder sublimiert. Fluchen leitet Aggression ab, reagiert auf Frust mit sprachlichen Äußerungen und leistet somit Psychohygiene zum Wohle der Fluchenden selbst als auch aller anderen Beteiligten.

André Meinunger ist Leiter des Fachbereichs Syntax und Lexikon am Leibniz-Zentrum Allgemeine Sprachwissenschaft in Berlin

»Manchmal reinige ich nur mit Wasser«

Kristina Göldner im Gespräch über Raumpflege und -hygiene

Kristina Göldner arbeitet für die sozial-ökologische Reinigungsfirma »Klara Grün«. Die 2019 von zwei Frauen gegründete Berliner Firma zahlt übertarifliche Löhne und stellt ihre biologischen Reinigungsmittel selbst her. Ludwig Greven spricht mit Kristina Göldner über Bio-Putzmittel, das niedrige Ansehen von Reinigungskräften und die Folgen der Pandemie für ihre Arbeit.

Ludwig Greven: Wie möchten Sie genannt werden?

Kristina Göldner: Raumpflegerin. Das ist das, was ich mache. »Putzfrau« ist abwertend.

Sie reinigen nur mit selbst gemischten ökologischen Mitteln. Wird es damit sauber?

Definitiv. Wenn Haushalte gut gepflegt sind, braucht man nur etwas Spülmittel, Zitronensäure, Natron gegen Kalk, Soda für Fett, Bioethanol und Wasserstoffperoxid zum Desinfizieren. Bei manchen Kunden reinige ich nur mit Wasser. Ansonsten reicht ein gutes Mikrofaser-tuch. Ich nutze auch Stahlschwämme und Baumwolltücher. Die geben kein Mikroplastik ab.

Verlangt das mehr Arbeit?

Man muss mehr mit den Händen rubbeln. Aber es lohnt sich, denn man vergiftet sich und die Umwelt nicht. Viele Reinigungskräfte und Leute, die selbst reinigen, wissen gar nicht, was sie sich mit den chemischen Reinigern antun. Das ist wie Rauchen wegen der vielen Stoffe, die in die Raumluft gehen und die man beim Reinigen einatmet. Auch Kunden, die meinen, besonders ökologisch zu leben, nutzen oft viel Chemie. Dabei ist das völlig unnötig. Meine Tochter hat einen angeborenen Herzfehler. Deshalb arbeite ich seit ihrer Geburt vor 13 Jahren nur mit Bio-Mitteln.

Wie sind Sie Reinigungskraft geworden?

Ich arbeite, seit ich 14 war, immer wieder in dem Job. Da findet man immer Arbeit, oft schwarz. Meine Mutter war auch alleinerziehende Mutter und hat das auch gemacht. Ich hatte zeitweise drei Jobs, um mich und meine Tochter durchzubringen, bevor ich zu »Klara Grün« kam.

Fühlen Sie sich manchmal wie eine Sklavin, die Dreck für andere wegmacht?

Wie ein Staubsauger, den man nach der Arbeit in die Ecke stellt. Das habe ich in vielen großen Reinigungsfirmen erlebt. Wenn man da krank wird, ist man seinen Job los. Da stehen immer 20 alleinerziehende Mütter oder Flüchtlingsfrauen hinter dir, die das für 50 Cent weniger die Stunde machen. Auch Rentnerinnen putzen, weil ihre Rente nicht reicht. Viele Reinigungsfirmen kümmern sich nicht um die Arbeitszeitbestimmungen und die Sicherheit. Bei Privatkunden habe ich früher zum Teil schreckliche Erfahrungen gemacht, vor allem im Schwarzbereich. Da wird man dumm behandelt und angegrabscht, der Dreck wird einfach liegen gelassen.

Was hat sich durch die Pandemie geändert?

Wir desinfizieren immer noch sehr viel, z. B. die Türgriffe in Büros. Privatkunden sind weiter viel zu Hause und arbeiten dort. Da muss man leise sein und um sie herum reinigen, das ist nicht einfach. Am schwierigsten war es, als auch noch die Kinder zu Hause waren. Was sich auch geändert hat: Obwohl es dreckiger und unaufgeräumter ist, weil die Leute ja mehr in ihren Wohnungen leben, reinigen sie nicht mehr selbst zwischendurch. Die Reinigung kommt ja!

Kristina Göldner ist Raumpflegerin bei »Klara Grün«. Ludwig Greven ist freier Publizist

»Hygiene ist mehr als das Verhindern von Infektionen«

Johannes Knobloch im Gespräch über Hygiene im Krankenhaus

Ludwig Greven spricht mit dem Chef-Hygieniker der Hamburger Universitätsklinik, Johannes Knobloch, über den Schutz von Patienten, multiresistente Bakterien und Maßnahmen in der Coronapandemie

Ludwig Greven: Wie zentral ist Hygiene im Krankenhaus? Hängt davon Leben und Überleben der Patienten ab?

Johannes Knobloch: Indirekt schon. Hygiene beeinflusst das Verhalten von Menschen. Ein fehlerhaftes Verhalten kann Patienten schaden.

Die strengste Hygiene gilt sicher im Operationssaal.

Die Aufgabe stellt sich in allen Bereichen. Im OP operieren wir unter so hoch gesicherten Bedingungen, dass es dort kaum Infektionen gibt. Das passiert eher hinterher, wenn z. B. der Wundverband gewechselt wird.

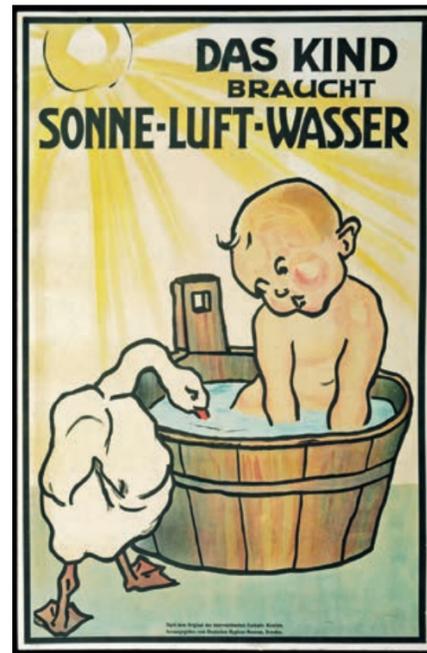
Ist es Ihre Aufgabe, die Aufmerksamkeit immer wieder zu stärken?

Als Krankenhaushygieniker beraten wir die Personen, die direkt mit und an den Patienten arbeiten, und entwickeln Strategien, um die Sicherheit der Patienten zu verbessern. Von der Auswahl an Desinfektionsmitteln bis dahin, zu beobachten, wie mit den Patienten umgegangen wird, und Vorschläge dazu zu machen. Und wir messen und zählen, wo und wie oft Infektionen auftreten, um zu sehen, wo es Verbesserungsbedarf gibt und Schulungen nötig sind.

Gibt es da insgesamt Nachholbedarf? Angeblich sterben in deutschen Kliniken jedes Jahr Tausende Patienten durch Keime.

Wir haben einen kontinuierlichen Lern- und Verbesserungsprozess. Seit vielen Jahren wird finanziell gefördert, dass Hygienefachpersonal eingestellt wird. Gleichwohl ist die Zahl

an Infektionen in den Kliniken etwa gleich geblieben, da sich die Erkrankungsschwere von Patienten geändert hat. Mehr Bedarf sehe ich, in die Hygieneforschung zu investieren. Es wird weltweit viel Geld dafür ausgegeben, neue Antibiotika zu erforschen, die gegen resistente Bakterien wirken, aber im Vergleich dazu wenig, um dafür zu sorgen, dass es mit diesen Bakterien erst gar keine Infektionen gibt.



Plakat zur gesunden Lebensführung, DHMD 1920er Jahre

Das Auftreten multiresistenter Keime wird auch darauf zurückgeführt, dass in Kliniken zu häufig Antibiotika eingesetzt werden, z. B. regelmäßig vor jeder Operation.

Auch da sind wir beratend tätig, um zu vermeiden, dass solche Resistenzen entstehen. So werden Antibiotika bei Operationen oft zu lange gegeben, auch noch nach dem Eingriff. Der häufigste Fehler ist zu glauben, viel hilft viel.

Hat die Pandemie das Bewusstsein für Hygiene gestärkt?

Es gibt eine unterschiedliche Bewertung der Maßnahmen. Hygiene ist mehr als nur Prävention von Infektionen. Es ist Gesunderhaltung insgesamt. Da gab es einige Maßnahmen, die aus Sicht der Hygiene nicht unbedingt zielführend waren. Beispielsweise das Benutzen von FFP2-Masken durch Menschen, die vorher nicht darin geschult wurden. Der Bedarf an diesen Masken ist dadurch stark gestiegen, auf dem Markt war zeitweise nur noch Material verfügbar, das sich aus unserer Sicht nicht eignet. Die Länderverordnung schreibt aber vor, dass diese auch im medizinischen Bereich eingesetzt werden. Im Kontakt mit hoch infektiösen Patienten empfehlen wir unseren Mitarbeitern keine Masken mit Ohrschlaufen, sondern nur solche mit umlaufenden Kopfbändern und Gummiabdichtung an der Nase.

Hat die Pandemie auch zu einer Hygiene-Hysterie geführt?

Während der Pandemie gab es mehr Hygieniker als Bundestrainer während einer Fußball-WM. Gefragt werden sollten auch hier Menschen, die sich fachlich und wissenschaftlich mit diesem Thema beschäftigen.

Waren die Isolationsmaßnahmen teilweise zu streng?

Nicht an allen Stellen ist bedacht worden, dass zur Gesunderhaltung auch die psychosoziale Hygiene gehört, der Kontakt zu anderen Menschen. Das war sicherlich bei den Kindern, aber auch bei alten Menschen in den Heimen problematisch. Ebenso im Kulturbereich.

Johannes Knobloch ist Facharzt sowie Leiter des Arbeitsbereiches Krankenhaushygiene am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (UKE). Ludwig Greven ist freier Publizist

»Das Klima und die Globalisierung beeinflussen die Schädlingsentwicklung«

Christian Klockhaus im Gespräch über Hygienestandards und Schädlingsbekämpfung

Ludwig Greven spricht mit dem Technischen Direktor einer Schädlingsbekämpfungsfirma, Christian Klockhaus, über gewandelte Hygienestandards – und was sich gegen Ratten, Mäuse, Schaben, Motten auch ohne Biozide tun lässt.

Ludwig Greven: Ist Ungeziefer in jedem Fall gesundheitsgefährdend?

Christian Klockhaus: Das kann man so allgemein nicht sagen. Typische Hygieneschädlinge wie Ratten, Schaben und Mäuse tragen viele Keime in sich, die sie auf Menschen übertragen können. Vorratsschädlinge – dazu zählen auch die Lebensmittelmotten – schaden durch Fraß und Kontamination, übertragen aber üblicherweise keine Keime. Aber auch sie gefährden indirekt die Gesundheit, indem sie Ekel hervorrufen.

Keiner will einen Krapfen essen, in dem eine Made ist.

Womit haben Ihre Mitarbeiter am meisten zu tun?

Klassische Schädlinge sind Nager, Schaben und Fliegen, in der Gastronomie z. B. besonders Fruchtfliegen. In Hotels sind es vor allem eingeschleppte Bettwanzen, in Privathaushalten Flöhe, Brot- und Speckkäfer und Vorrats- sowie Kleidermotten.

Nimmt der Schädlingsbefall insgesamt eher zu oder ab?

Der Befall ändert sich durch die Globalisierung, den zunehmenden Waren- und Reiseverkehr. Wir haben es häufiger mit invasiven Arten zu tun, z. B. Ameisenarten, die eigentlich nicht heimisch sind. Schlimm wird es vor allem, wenn eingeschleppte Arten keine natür-

lichen Feinde haben, da sie sich dann ungehindert entwickeln können. Hier müssen wir neue Bekämpfungskonzepte entwickeln.

Hat sich die Toleranz gegenüber Schädlingen verringert?

In Lebensmittelbetrieben war die Schwelle immer schon niedrig. Durch noch strengere Hygienestandards hat sich das verstärkt. Im Privatbereich hat sich die Sensibilität zum Teil erhöht. Dazu kommt, dass wir durch unsere Konsumgewohnheiten Schädlinge anlocken. Ratten ernähren sich aus Abfallbehältern. Manche Tiere wie die Hausmaus, früher ein Steppenbewohner aus dem asiatischen Raum, haben sich als Kulturfolger der Lebensweise des Menschen angepasst.

Was machen Ihre Kollegen, wenn sie in ein Restaurant,

einen Lebensmittelbetrieb oder einen Privathaushalt gerufen werden?

Als Erstes machen wir eine Risikoanalyse. Was produziert der Betrieb? Wie ist das Umfeld? Von welchen Schädlingen geht eine Gefahr aus? Je nachdem bieten wir eine regelmäßige Kontrolle an. Wenn es einen akuten Befall gibt, bekämpfen wir ihn mit Ködern, Besprühen, Einnebeln, Begasen oder physikalischen Methoden: Fallen, Klebeflächen gegen Schadinsekten und Wärmebehandlung, indem wir den Raum auf 50 bis 60 Grad erhitzen. Dann sterben alle Schädlinge ab. Biozide setzen wir nur noch gezielt ein. Wir achten auch auf den CO₂-Fußabdruck. Wichtig ist ferner: Prävention vor Bekämpfung, also z. B. das Gebäude abdichten, damit Nager oder Insekten erst gar nicht

hineinkommen, Unterstützung im Hygienemanagement, Hilfe bei der Warenkontrolle.

Hat der Klimawandel Einfluss? Treten dadurch z. B. verstärkt Mücken oder Wespen auf?

Der Klimawandel begünstigt, dass invasive Arten sich ausbreiten, weil sie hier inzwischen ein passendes Lebensumfeld finden. Milde Winter führen außerdem dazu, dass wir früher im Jahr und verstärkt Wespen, Fliegen und Ameisen haben. Das Klima hat insgesamt einen deutlichen Einfluss auf die Schädlingsentwicklung.

Der Chemiker Christian Klockhaus ist Technischer Direktor der Schädlingsbekämpfungsfirma »Rentokil Initial«. Ludwig Greven ist freier Publizist

Kurz-Schluss

Wie mich das Verkommen des Fußballsportes genauer betrachtet aber meist unbewusst durchs Leben begleitete

THEO GEISLER

Heutzutage, wir schreiben das Jahr 2031 – nach arab/neosowjet-Kalender fünf nach Putin – schießt mir der Rest meiner Magensäure ins verbliebene Gedärm, wenn ich die derzeit allgegenwärtigen multilingualen Sprüche der KI-Digital-Comments aus Mini-Booms aller Art Soccer-Kommentare schwafeln höre: Von höchster Fußballkunst, von tänzerischem Körpereinsatz bei heftigsten Fouls, von bester Ballbehandlungskultur und Tik-Tok-reifen Zauberbildern in der Box schweben die Robbies. Man schelte mich einen ewig gestrigen Tattergreis, aber sowohl von Kunst und Kultur – solange es sie noch gab – wie von Fußball hatte ich zeitlebens eine ganz andere Vorstellung – und eine jeweils wechselvolle Beziehung dazu.

Zugegeben: Schon als Kind verwöhnten mich meine Eltern Mitte der 1950er Jahre luxuriös mit einem Familien-Schwarz-Weiß-Fernseher. Gucken durfte ich zwar nur ganz wenig, Fußball aber immerhin. Vermutlich hoffte mein Vater, dass die Flimmerbilder meine Motivation zu körperlicher Ertüchtigung intensivierten. Taten sie moralisch auch zu nächst. Ich entsinne mich allerdings eines skandalösen WM-Halbfinal-Spieles 1958 zwischen Schweden und Deutschland. Völlig unberechtigt wurde unser

begnadeter Verteidiger, Juskowiak hieß er, glaube ich, früh von einem äußerst parteilichen Schiedsrichter wegen eines Kinkerlitzchens im sogenannten »Hassspiel von Göteborg« vom Platz gestellt – wir verloren drei zu eins. Das hätte mir schon zu denken geben sollen. Und erst recht Folgendes auch: Als angeblich nicht sonderlich begabter Ersatz-Mittelfeldspieler meiner vierten Gymnasialklasse versuchte ich, mein nur zart aufkeimendes männliches Image dadurch aufzupolieren, indem ich im Gegensatz zu meinen Mannschaftskameraden barfuß spielte. Mein Ruhm dauerte ungefähr fünf Minuten. Dann stieg mir ein adidas-bewaffneter Gegner so gründlich auf den rechten Fuß, dass ich dank etlicher gebrochener Zehen und sonstiger Knöchelchen eine Woche schulfrei sowie einen fetten Gips bekam. Ersteres fand ich noch recht kommod, ansonsten war meine Faszination für den sogenannten Schulsport zeitlebens gestört. Und für Fußball interessierte ich mich einstweilen allenfalls noch passiv.

Einen gewissen Höhepunkt freilich erlebte mein imaginäres Ballgefühl 1966, als ich im Rahmen eines Schüleraustausches zu »Fußball dahoam« nach London landverschickt wurde, um meine miesen Englischkenntnisse etwas aufzubessern. Der Bildungsveranstalter verschaffte unserer Nachhilfegruppe

als mächtiges Zuckerl Stehplatzkarten für das Endspiel England-Deutschland – ungefähr in der letzten Reihe des alten Wembley-Stadions. Dank des durch etliche »Pints of Guinness« bereits kräftig geschärfem Blick konnte ich hundertpro feststellen, dass das – von einem russischen! Linienrichter, wie ich mir später anlas – aberkannte eigentliche Wembley-Siegtor voll im englischen Kasten war. Es sei der Grauschleier beschönigender späterer Erklärungsversuche darübergestülpt, zumal eine Reihe seinerzeit außerordentlich fairer englischer Hooligans unseren Schmerz in diversen Pubs großzügig narkotisierte.

Bei allem merken Sie: Obwohl eigentlich ein kritischer Kulturbeobachter aus mir geworden ist, habe ich den zunehmend kulturlosen Ballsport nie ganz aus den Augen verloren. Insofern bestätigte mich Argentinien WM-Gewinn dank Maradonas Handspiel in der Einschätzung zumindest der Profidivision dieses Kickens als zunehmend mafiose Geldvermehrungsmaschinerie. Ebenso wie der Verkauf des »Sommerglückes« 2006 an Deutschland oder die »infantile«, komplett korrupte Vergabe der WM seinerzeit 2022 an das Vereinigte Kühlmaschinen-Produktions-Emirat von Katar. Als ein letztes Aufscheinen von Sportsgeist mag man noch werten, dass die deutsche Nationalmannschaft vor ihrer Disqualifizierung durch die FIFA-Bandidos geschlossen wenigstens mit der One-Love-Armbinde aufs Spielfeld lief. Dass als Nationalhymne dann »Auferstanden aus Ruinen« erklang, war wohl schon einem Hack der »Last

Generation« zuzuschreiben – keine bewusste Fehlzuspielung aus Scheichens Heimtücken-Repertoire.

Die Entscheidung der FIFA, alle Fußballweltmeisterschaften wenigstens der nächsten 20 Jahre in Katar zu veranstalten, hat neben elementar korrupten, menschenverachtenden, der blanken Funktionärgier geschuldeten Gründen leider auch ein, zwei akzeptable: So sind die Stadien in Katar schon mal professionell klimatisiert, was man von den Spielstätten der wenigsten anderen Bewerber behaupten kann – angesichts der Erderhitzung um gut drei Grad mit entsprechenden Folgen wie Überschwemmungen, Stürmen, Hitzewellen leider eine notwendige Voraussetzung für einen geordneten Wettbewerbsverlauf.

Auch die Reduzierung auf acht überprüft maskuline – und ab 2036 auch für Burka- oder Tschador-tragende Frauen – teilnahmeberechtigte Elfer-Gruppierungen deutet auf eine gewisse Kontinuität der Existenz dieser Spitzensportart hin. Sollten sich die klimatischen Bedingungen überraschenderweise noch stärker zuungunsten entwickeln, arbeiten diverse Software- und Chip-Schmieden bereits an der Entwicklung

von Avataren bekannter Spielergrößen. Alternativ wird auch über den Ersatz menschlicher Akteure durch humanoide Roboter, mit bester spielerisch-künstlicher Intelligenz geforscht. Umstritten allerdings bleibt im Sinne einer kulturellen Aneignung der Einsatz von intensiv dressierten Kamelen beispielsweise als Torhüter.

Der/die/das neue FIFA-Vorsitz-Inhabende Ali Ben Hatschi Soraya Halef Erika Wladimir Hoeneß hat sich in seiner/ihrer Antrittsrede als Macho, Bipolarer, Queerer und femininer Antialkoholiker für Reformen aller Art offen gezeigt.



Theo Geißler ist Herausgeber von Politik & Kultur

LAWROWS TRÄUME

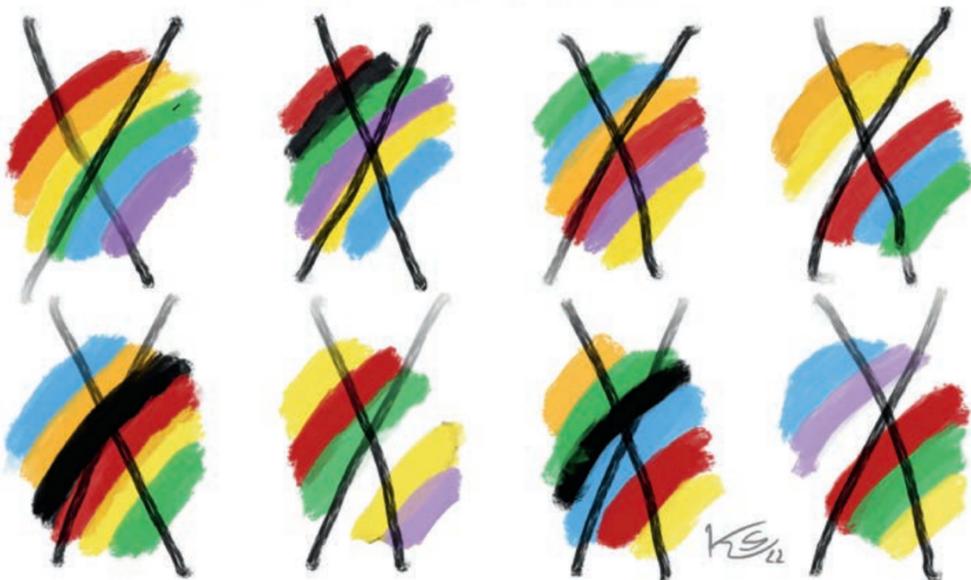
Kiel-Holen: FDP-Vize Wolfgang Kubicki hat SPD und Grüne zu mehr Disziplin bei der Umsetzung des gemeinsamen Koalitionsvertrags im Bund aufgerufen. Man habe sich auf Dinge geeinigt, die man nun auch »zähneknirschend« umsetzen müsse. »Dass jetzt aber ständig Grüne und die SPD kommen und neue Forderungen aufmachen, das geht nicht mehr. Wenn sich das nicht absehbar ändert, haben wir ein fundamentales Problem«, sagte Kubicki beim fröhlichen Betonmischen seines Dentisten: »Weg mit der ganzen Sozialschmonzette, zurück zur Wirtschaftskompetenz der Eros-Center-Besitzer der Siebziger des vergangenen Jahrhunderts.«

Silicon-Fally: Dreieinhalb Wochen nachdem Elon Musk Twitter für 44 Milliarden Dollar übernommen hat, sind von zuvor 7.500 Mitarbeitern noch 2.700 bis 2.300 übrig, je nachdem, wen man fragt. Das Unternehmen selbst macht dazu keine Angaben. Die übrigen hat der Milliardär, der sich selbst als »Chief Twit« (»Chefdepp«) bezeichnet, entweder entlassen oder sie mehr oder weniger freiwillig gehen lassen. Auch die Mehrheit der rund 5.500 externen Vertragsarbeiterinnen und -arbeiter wurden vor die Tür gesetzt. »Das Restpersonal werde ich auch noch los«, so Musk aus seinem Tausend-und-eine-Bauernküche-Haus. »Es reicht für die Welt, wenn Trump und ich twittern.«

Wild-West: Exklusive Edition von Bob Dylans »The Philosophy of Modern Song« ist Schmu. Nach übereinstimmenden Meldungen diverser US-Medien hat Bob Dylans Verlag Schindluder mit dem Exklusiv-Gefühl seiner Kunden getrieben. Aufgebrachte Dylan-Fans, die schlappe 599 Dollar für insgesamt 900 handsignierte Exemplare seines aktuellen Buches »The Philosophy of Modern Song« ausgegeben haben, bekommen ihr Geld zurück. »Rubbish«, haderte Dylan. Längst habe er seine rechte Hand ab Ellenbogen zu Signierzwecken und Gelderwerb an den Verlag verkauft. Statt einer Gicht-hand hätte er nun ein Streaming-Portal am Arm.

Gelsenkirchen: Strafanzeigen wegen Verletzung der Vertraulichkeit des Wortes sind nichts Ungewöhnliches. Wohl nur selten kommt es aber vor, dass es in solchen Anzeigen um einen Katzenfutterautomaten geht. Passiert ist das Ganze jetzt in Gelsenkirchen, in einem Fall, auf den die dortige Polizei aufmerksam macht: Demnach hat die Frau kurz nach Mitternacht die Polizei gerufen und den Beamten berichtet, dass jemand an Ton- und Videoaufnahmen aus ihrer Wohnung gekommen sei. Festgenommen wurde die Katze Schnucki. Sie hatte eine Minicam zwischen den Pfoten und behauptete, ausschließlich Selfies für Instagram gemacht zu haben. thg

Die FIFA greift durch!
Alle Farben verboten!



KARIKATUR: KLAUS STUTTMANN

IMPRESSUM

**Politik & Kultur –
Zeitung des Deutschen Kulturrates**
c/o Deutscher Kulturrat e.V.
Chausseestraße 10
10115 Berlin
Telefon: 030. 226 05 280
Fax: 030. 226 05 2811
www.politikkultur.de
redaktion@politikkultur.de

HERAUSGEBER
Olaf Zimmermann und
Theo Geißler

REDAKTION
Olaf Zimmermann (Chefredakteur v.i.S.d.P.),
Gabriele Schulz (Stv. Chefredakteurin),
Theresa Brüheim (Chefin vom Dienst),
Barbara Haack,
Maike Karnebogen,
Andreas Kolb

ANZEIGENREDAKTION
ConBrio Verlagsgesellschaft, Martina Wagner
Telefon: 0941. 945 93-35
Fax: 0941. 945 93-50
wagner@conbrio.de

VERLAG
ConBrio Verlagsgesellschaft mbH
Brunnstraße 23, 93053 Regensburg
www.conbrio.de

LAYOUT & SATZ
Birgit A. Rother
ConBrio Verlagsgesellschaft mbH

DRUCK
Freiburger Druck GmbH & Co. KG
www.freiburger-druck.de

GESTALTUNGSKONZEPT
4S, www.4s-design.de

**Politik & Kultur erscheint
zehnmal im Jahr.**

ABONNEMENT
30 Euro pro Jahr (inkl. Zustellung im Inland)

ABONNEMENT FÜR STUDIERENDE
25 Euro pro Jahr (inkl. Zustellung im Inland)

BESTELLMÖGLICHKEIT
Die Zeitung erhalten Sie direkt beim
Deutschen Kulturrat oder über
info@politikundkultur.net und
www.kulturrat-shop.de.

VERKAUFSTELLEN
Politik & Kultur ist im Abonnement, in
Bahnhofsbuchhandlungen, großen Kiosken
sowie an Flughäfen erhältlich. Alle Ausga-
ben können unter www.politikkultur.de
auch als PDF geladen werden. Ebenso kann

der Newsletter des Deutschen Kulturrates
unter www.kulturrat.de abonniert werden.

HAFTUNG
Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte
und Fotos übernehmen wir keine Haftung.
Alle veröffentlichten Beiträge sind urheber-
rechtlich geschützt. Politik & Kultur bemüht
sich intensiv um die Nennung der Bild-
autoren. Nicht immer gelingt es uns, diese
ausfindig zu machen. Wir freuen uns über
jeden Hinweis und werden nicht aufgeführte
Bildautoren in der nächsten Ausgabe nennen.

HINWEISE
Der Deutsche Kulturrat setzt sich für
Kunst-, Publikations- und Informations-
freiheit ein. Offizielle Stellungnahmen
des Deutschen Kulturrates sind als solche
gekennzeichnet. Alle anderen Texte
geben nicht unbedingt die Meinung des

Deutschen Kulturrates e.V. wieder. Aus
Gründen der besseren Lesbarkeit wird
manchmal auf die zusätzliche Benennung
der weiblichen Form verzichtet. Wir möchten
deshalb darauf hinweisen, dass die aus-
schließliche Verwendung der männlichen
Form explizit als geschlechtsunabhängig
verstanden werden soll.

FÖRDERUNG
Gefördert aus Mitteln Der Beauftragten der
Bundesregierung für Kultur und Medien
auf Beschluss des Deutschen Bundestages.

BEILAGENHINWEIS

Dieser Ausgabe liegt das Dossier
»Land-Art(?) – Kultur in ländlichen
Räumen« bei.